

# DER KAMPF

Jahrgang 5

1. November 1911

2. Heft

## Otto Bauer: Zum Innsbrucker Parteitag

In ernster Stunde rüsten wir zum Parteitag der deutschen Sozialdemokratie in Oesterreich.

Die Teuerung hat die Lebenshaltung des Proletariats verschlechtert, die Klassengegensätze verschärft, wilde Klassenkämpfe ausgelöst. Riesenkämpfe rütteln die Arbeiter Englands auf. Mächtig steigt in Deutschland die rote Flut. Zu neuem Leben beginnen die Proletarier Russlands zu erwachen.

Waffenklirren hallt durch die Welt. Das tripolitanische Abenteuer ist der vorletzte Akt der Tragödie des Osmanenreiches. Ein Stoss noch — und im blutigen Weltkrieg werden die grossen Nationen um sein Erbe ringen. Im fernen Osten erwachen Millionen; wie gestern in Persien und in der Türkei, in Aegypten und in Indien, so heute in China. Das Fundament, auf dem die grossen Weltmächte aufgebaut, wankt bald hier, bald dort. Eine Zeit weltpolitischer Wirren, weltpolitischer Umwälzungen naht heran.

Seit dem Jahre 1871 haben wir auf europäischem Boden keinen grossen Krieg mehr erlebt, keinen Staat entstehen, keinen Staat verschwinden, in keinem Grossstaat die Verfassung zusammenbrechen gesehen. Nun naht wieder eine Zeit der Kriege und Revolutionen, der Staatsbildungen und Verfassungsumwälzungen. Eine solche Epoche wird in Wochen vollbringen, was in träger Zeit Jahrzehnte nicht vermochten. Sie wird die Schlafenden wecken, die Trägen aufrütteln, sie wird stürzen, was fallen muss.

Für solche Zeit sammeln wir unsere Kraft. Der Glaube an die Umwälzungen der Zukunft gibt der nüchternen Arbeit des Alltags Richtung, Adel, Weihe. Solchen Glaubens voll wird der Parteitag in Innsbruck sein Werk verrichten.

\* \* \*

Seit dem Reichenberger Parteitag sind wir gewachsen. Unsere Organisation, auf neue Grundlagen gestellt, hat an Umfang und Festigkeit zugenommen. Die Frauen- und die Jugendorganisationen wurden ausgebaut, die Parteipresse ausgestaltet, die Bildungsarbeit ausgedehnt und vertieft, die Parteiliteratur zu breiteren Massen getragen. Vielleicht hat noch kein Parteibericht so viele Zeichen äusseren Wachstums, insbesondere aber innerer Vertiefung des Parteilebens feststellen können wie der, den die Parteivertretung dem Innsbrucker Parteitag vorgelegt hat. Trotzdem sind viele unserer Genossen unzufrieden. Denn das gleiche Wahlrecht hat uns vor neue taktische Probleme gestellt, die die Massen der Arbeiter erst allmählich verstehen lernen müssen. Die Debatte über den Bericht unserer parlamentarischen Vertretung und die Diskussion über unsere Aktion gegen die Teuerung werden uns zeigen, wie weit das Verständnis der für uns neuen Probleme des Klassenkampfes gedungen ist.

In der ganzen Internationale stehen einander zwei Grundauffassungen gegenüber: die des Marxismus und die des Revisionismus.

Der Revisionismus sagt: In der ersten Phase der kapitalistischen Entwicklung ist das Proletariat der Ausbeutung wehrlos ausgeliefert. Dann aber lernt es, seine Kraft zu gebrauchen. Es erobert sich politische Rechte, seine politische Organisation beeinflusst die Gesetzgebung und die Verwaltung, seine Gewerkschaften erringen ihm höhere Löhne



und kürzere Arbeitszeit, seine Konsumvereine billigere Lebensmittel. Mit seiner Zahl wächst seine Macht, wachsen seine Erfolge. So schreitet die Arbeiterklasse von einem positiven Erfolg zum andern. Allmählich wird die Ausbeutung verringert, die Vorrechte der Besitzenden werden Stück für Stück abgetragen. So wächst der Kapitalismus in den Sozialismus hinein.

Der Marxismus antwortet: Es ist nicht wahr, dass das Proletariat von einem positiven Erfolg zum andern fortzuschreiten vermag. Wohl gelingt es der Arbeiterklasse von Zeit zu Zeit immer wieder, Kapitalisten und Grundherren ein Zugeständnis abzurufen. Aber jeder Erfolg des Proletariats stachelt seine Feinde zu verstärktem Widerstand auf. Es wächst die Kraft des Proletariats, aber es wachsen auch Unternehmerverbände, Kartelle, agrarische Organisationen. Vom Finanzkapital kommandiert, vereinigen sich alle besitzenden Klassen zur Abwehr der Forderungen der Arbeiterklasse. Sie machen die Regierung zu ihrem Exekutivorgan. Ihre Macht setzt aller Möglichkeit, positive Erfolge für das Proletariat zu erringen, enge Grenzen. Die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft führt nicht zum stetigen Aufstieg des Proletariats, sondern zur Steigerung der Klassengegensätze, zur Verschärfung der Klassenkämpfe, zur Anhäufung des Reichtums und der Macht auf der einen, des Elends und der Erbitterung auf der anderen Seite, zur Spaltung der Gesellschaft in zwei feindliche Heerlager, die sich für den Tag des Entscheidungskampfes rüsten. Wenn die Industrialisierung der Volkswirtschaft die Arbeiterklasse zur Mehrheit des Volkes gemacht, wenn die Konzentration des Kapitals seine Vergesellschaftung vorbereitet hat, wenn schliesslich das kapitalistische Staatensystem durch weltgeschichtliche Ereignisse, durch Kriege, Revolutionen, nationale Kämpfe erschüttert wird, dann kommt der Tag der Entscheidung.

Der theoretische Gegensatz zwischen dem Revisionismus und dem Marxismus fällt zusammen mit den Gegensätzen der Taktik, die innerhalb der ganzen Internationale um die Vorherrschaft ringen.

Der Revisionismus weist uns ausschliesslich auf den Kampf um positive Erfolge und nach dem Ergebnis dieses Kampfes bewertet er unser Tun. In zwei Spielarten tritt der Revisionismus auf. Die eine Spielart ist der friedliche Reformismus, der Zugeständnisse der Bourgeoisie zu erkaufen hofft, indem er den Fürsten seine Aufwartung macht, mit bürgerlichen Parteien sich zu einem „Block“ vereinigt, bürgerliche Regierungen unterstützt, in bürgerliche Ministerien eintritt. Die andere Spielart ist der gewalttätige Syndikalismus. Er redet den Arbeitermassen ein, kein positiver Erfolg könne ihnen versagt bleiben, wenn es ihnen nur nicht an Heldenmut und Opferwilligkeit fehlt; er empfiehlt ihnen die „direkte Aktion“, die Sabotage, den Generalstreik, den Streik der Reservisten, schliesslich die Bombe als Waffen, denen der positive Erfolg nicht fehlen könne.

Dem Revisionismus von rechts und dem Revisionismus von links, dem friedlichen Reformismus und dem gewalttätigen Syndikalismus steht der Marxismus gleich feindlich gegenüber. Er weiss, dass die ehernen Gesetze der kapitalistischen Entwicklung weder durch sozialistische Minister noch durch sozialistische Attentäter aufgehoben werden können. Seine Aktion ist Belehrung, seine Arbeit Bildungsarbeit. Er lehrt die Massen, dass ihre Not nicht innerhalb des Kapitalismus, sondern nur mit dem Kapitalismus verschwinden kann. Er warnt sie vor den falschen Propheten, die ihnen innerhalb der heutigen Gesellschaft Abschaffung ihres Elends versprechen. Er zerstört ihre Illusionen. Jeder Misserfolg im Kampf um positive Erfolge, jede Verschlechterung der Lage des Proletariats, jede Erschwerung der Bedingungen seines Kampfes bestätigen seine Lehre und führen ihm Hunderttausende neuer Anhänger zu.

Wohin der friedliche Reformismus führt, zeigt die Ohnmacht des italienischen Proletariats. Wohin gewalttätiger Syndikalismus führt, zeigt die Verwüstung der französischen Arbeiterbewegung. Die Erfolge des Marxismus zeigt das Erstarken der Deutschen Sozialdemokratie.

Die Arbeiterbewegung aller Nationen Oesterreichs ist seit mehr als einem Jahrzehnt vom Geiste des Revisionismus erfüllt. Zwar haben wir nur wenige bewusste Revisionisten und die Theorie des Revisionismus wurde hier nur von wenigen gepredigt.



Aber die eigenartige Geschichte Oesterreichs hat uns alle, — auch diejenigen, die in der Theorie sich zur Marx'schen Lehre bekennen! — mit revisionistischen Illusionen erfüllt. Der Kampf der nationalen Bourgeoisie um und gegen den Staat hat es uns erleichtert, positive Erfolge zu erringen. Wir sind viel, viel schwächer als die preussische Sozialdemokratie; trotzdem haben wir ohne allzu schwere Opfer das gleiche Wahlrecht erobert, während dem Wahlrechtskampf des preussischen Proletariats jeder Erfolg versagt blieb. Unsere grossen Erfolge haben unser Denken beeinflusst. Wir haben die Widerstände, die weiteren Erfolge entgegenstehen, unterschätzt. Die ganze Arbeiterklasse Oesterreichs wurde — nicht von uns, von der Geschichte selbst — zum Glauben erzogen, positive Erfolge könnten gar nicht ausbleiben, wenn nur ihre Vertreter den rechten Weg zu finden wissen. Bleiben die erwarteten Erfolge aus, dann meint sie, die Taktik der Partei müsse falsch sein.

Auch hier tritt der Revisionismus in der friedlichen und in der gewalttätigen Spielart auf — beide Arten oft in demselben Kopfe! Die einen glauben, wir könnten uns zum Kampf gegen die Teuerung mit dem liberalen Bürgertum verbünden. An die Stelle des Klassenkampfes möchten sie den Kampf „der ganzen konsumierenden Bevölkerung“ oder gar „aller arbeitenden Stände“ gegen ein paar Kartellmagnaten und einige Latifundienbesitzer setzen. Ein typisches Beispiel der revisionistischen „Block“politik! Die anderen glauben, wir könnten die Teuerung aus der Welt schaffen, wenn nur unsere Abgeordneten genug Pultdeckel zerschlagen und die Arbeiter selbst genug Fensterscheiben zertrümmern wollten. Illusionen, die denen des romanischen Syndikalismus nahe verwandt sind! Wie die Illusionisten einer allgemeinen, die Klassen-gegensätze überbrückenden Konsumentenpolitik sind auch unsere „Radikalen“ nichts anderes als Revisionisten! Der Radaurevisionismus ist um kein Haar besser als der Revisionismus der Hofgängerei. Beide meinen durch blosser Aenderung der Taktik die Gesetze des Kapitalismus aufheben, positive Erfolge erreichen zu können! Was man in Oesterreich „Radikalismus“ nennt, hat mit dem reichsdeutschen Radikalismus, dessen Denkweise marxistisch ist, gar nichts zu schaffen.

Und doch zeigt uns gerade der Kampf gegen die Teuerung den Feind, der uns gegenübersteht. Das Steigen der Weltmarktpreise ist im ganzen Mechanismus der kapitalistischen Gesellschaft begründet, durch keine Anstrengung der Partei zu hindern! Und das Steigen der Inlandspreise in Oesterreich beruht auf dem Zolltarif, mit dem keineswegs nur grossagrarisches Interesse verknüpft sind, der vielmehr das Kompromiss ist zwischen den Forderungen aller herrschenden Klassen Oesterreichs und Ungarns, garantiert durch die Macht nicht nur einiger Kartellmagnaten und Grossagrarien, sondern durch den ganzen Einfluss des Finanzkapitals, der schutzzollbedürftigen Industrie, eines grossen Teiles des Handels, des Kleinbürgertums und der Bauernschaft! Wir werden es erleben, wie sich diese Klassen 1917 wieder zusammenschliessen, wie sie einander ihre Schutzzölle bewilligen werden! Ihr innerer Streit wird verstummen, wenn jeder von ihnen sein Privileg gegen uns zu verteidigen hat. Es ist in Wirklichkeit der Bund aller Interessenten der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, der uns gegenübersteht. Und dieser Bund hat seine Stützen am Hofe, er beherrscht das Herrenhaus und die Magnatentafel, er verfügt über die Mehrheit des österreichischen und des ungarischen Abgeordnetenhauses, ihm gehören die grössten Staatsgläubiger und die grössten Steuerträger an, ihn schützt die ganze Staatsgewalt! Welche Illusion, zu meinen, wir, die wir doch in Oesterreich und in Ungarn eine Minderheit bilden, könnten heute schon mit irgendwelchen taktischen Kunstgriffen diesen Bund brechen! Ja, das Wahlrecht konnten wir erobern; aber ihre Rente werden die Grossgrundbesitzer noch ganz anders verteidigen als ihre Mandate! Wir können sie nur besiegen, wenn wir, die wir heute erst eine kleine Minderheit sind, zur grossen Mehrheit werden. Und Mehrheit werden wir sein, wenn erst der Sturm wieder durch Europa zieht und Schwerterklirren erweckt, die die Jahrzehnte des Friedens eingeschläfert haben!

Die schlechteste Politik ist die Politik der Illusionen. Denn sie kann nicht anders enden als mit der Enttäuschung, mit der Entmutigung, mit dem wirkungslosen Verzweiflungsausbruch der Massen. Selbstbesinnung über die Bedingungen des Kampfes tut uns not. Wir müssen zurück auf Marx. Gewiss können sich im Denken der Masse,



das durch die Erfahrung von Jahrzehnten, durch grosse Erlebnisse bestimmt ist, nur allmählich Umwälzungen vollziehen. Aber diese Umwälzungen des Massendenkens zu fördern und zu beschleunigen muss eine Aufgabe des Parteitages sein.

\* \* \*

So wichtig die Fragen des Klassenkampfes sind, die der Parteitag zu beantworten hat, so werden sie doch in den Hintergrund gedrängt werden durch eine innere Frage der Arbeiterklasse. Ueber das Verhältnis der deutschen Sozialdemokratie zu den Bruderparteien in Oesterreich, vor allem zur tschechischen Sozialdemokratie, muss der Parteitag entscheiden.

Die alten Formen der österreichischen Gesamtpartei sind durch den Streit um die Gewerkschaften gesprengt worden. Aber nicht über den Gewerkschaftskonflikt selbst, sondern nur über seine politischen Wirkungen hat der Parteitag zu entscheiden. Innerhalb der deutschen Sozialdemokratie besteht keine Verschiedenheit der Meinungen über die Gewerkschaftsfrage. Wir alle stimmen darin überein, dass die internationale Zentralorganisation die zweckmässigste Form der gewerkschaftlichen Organisation ist. Ob aber, soweit diese internationale Zentralorganisation heute nicht durchgesetzt werden kann, ein Kompromiss mit den tschechoslawischen Organisationen möglich ist, hat nicht der Parteitag, sondern nur der Gewerkschaftskongress zu entscheiden.

Auch darüber kann kein Zweifel bestehen, dass heute die objektiven und die subjektiven Bedingungen für jedes Kompromiss fehlen. Die territoriale Abgrenzung des Tätigkeitsgebietes der tschechoslawischen Gewerkschaften ist heute kein aktuelles Problem: sie würde weder von unseren noch von den separatistischen Gewerkschaften angenommen werden. Ich habe sie zur Diskussion gestellt, nicht um einen im Augenblick zu verwirklichenden Vorschlag zu machen, wie die Streitfrage aus der Welt geschafft werden könnte, sondern um auf die Entwicklungstendenzen hinzuweisen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die tschechoslawischen Organisationen den Versuch unternehmen werden, auch in das deutsche Sprachgebiet einzudringen. Aber sie werden sich hier an der Kraft unserer Organisation die Köpfe einrennen! Sie werden bald erfahren, dass es doch ein anderes ist, die Arbeiter des tschechischen Sprachgebietes von den Berufsgenossen des deutschen Gebietes zu sondern, wobei doch die Einheit der gewerkschaftlichen Organisation im Ort, in der Fabrik erhalten bleiben kann, als in das deutsche Gebiet einzudringen und hier in der Fabrik selbst die tschechischen Arbeiter von den deutschen Arbeitskollegen zu trennen. Auch das mag ja zeitweilig gelingen. Aber die augenfälligen Schäden, die ein solches Unternehmen anrichtet, werden die tschechischen Arbeiter im deutschen Gebiet bald zur Besinnung bringen. Dauernd wird keine Arbeiterschaft auf die Möglichkeit erfolgreicher Lohnkämpfe verzichten. Ein paar leistungsunfähige Ortsgruppen wird der Separatismus auch im deutschen Gebiet gewiss erhalten können; aber ihr Bestand wird die Opfer nicht wert sein, die sie kosten werden. Auf der anderen Seite wird es unseren Zentralverbänden im tschechischen Sprachgebiet Böhmens kaum viel besser ergehen. Nach einigen Jahren des Kampfes wird die territoriale Abgrenzung tatsächlich vollzogen sein. Nur in wenigen Gebieten — etwa im tschechischen Sprachgebiet in Mähren und im böhmischen Braunkohlenrevier — werden beide Organisationen nebeneinander bestehen. Dann erst werden wohl die objektiven und subjektiven Bedingungen für ein Kompromiss gegeben sein, das die tatsächlich bereits vollzogene Abgrenzung kodifizieren und über beiden Organisationen gemeinsame Institutionen aufbauen wird, wie es in den Verständigungskonferenzen vorgeschlagen wurde. Ein solches Kompromiss wird wahrscheinlich das endliche Ergebnis des Kampfes sein. Ehe aber beide Teile im Kampfe die Grenzen ihrer Kraft kennen gelernt haben, wird jedes Bemühen um ein solches oder ein anderes Kompromiss erfolglos bleiben.

Trotzdem halte ich es für nützlich, dass jeder einzelne Genosse die Erwägung, wie der uns aufgezwungene Kampf wohl enden wird, nicht scheut. Denn wir Marxisten fragen nicht, welche Entwicklung wir wünschen, sondern wohin uns, von unseren



Wünschen und von denen unserer Gegner unabhängig, die objektiven Bedingungen des Kampfes treiben. Die Feststellung der Entwicklungstendenzen ist auch in dieser Frage unsere erste Pflicht, wenn wir den Kampf nicht in blinder Leidenschaft führen, sondern unsere Kraft auf ein erreichbares Ziel konzentrieren wollen. Darum habe ich die Frage nach der Möglichkeit einer territorialen Abgrenzung zur Diskussion gestellt. Der Parteitag freilich hat diese Frage nicht zu entscheiden. Denn die Partei muss sich hüten, in das Gebiet einzugreifen, über das die Gewerkschaften autonom zu entscheiden haben. Wenn erst die Bedingungen eines solchen Kompromisses gegeben sein werden, werden die Gewerkschaften selbst, von der Partei unbeeinflusst, den Weg zu ihm finden.

Der Parteitag hat eine andere Aufgabe zu lösen. Der Streit um die Gewerkschaften hat zur Spaltung der tschechischen Partei geführt. Der separatistischen „tschechisch-slawischen“ Partei steht die zentralistische „tschechische“ Partei gegenüber. Zu dieser Tatsache muss die politische Vertretung des deutschen Proletariats Stellung nehmen.

Die Diskussion, die über diese Frage geführt worden ist, hat gezeigt, dass die überwiegende Mehrheit der deutschen Partei entschlossen ist, die zentralistische „Tschechische sozialdemokratische Arbeiterpartei“ als Bruderpartei anzuerkennen. Unsere tschechoslawischen Genossen sind darüber sehr böse. Aber auch sie werden bei ruhiger Ueberlegung einsehen müssen, dass die deutsche Sozialdemokratie nicht den Treubruch begehen kann, die preiszugeben, die für unsere Ueberzeugung und für unsere Organisationen kämpfen, und dass es politischer Selbstmord wäre, wenn sich die deutsche Sozialdemokratie durch tschechische Drohungen hindern liesse, zu tun, was sie nicht nur als politische Notwendigkeit, sondern geradezu als moralische Pflicht erkennt.

Dieser Erkenntnis können sich auch im tschechoslawischen Lager die besonneneren Genossen nicht entziehen. „In der neuen Partei“, schreibt Genosse Dr. Meissner, „gibt es viele Genossen, welche viele Jahre in der sozialdemokratischen Bewegung mit der grössten Opferwilligkeit gearbeitet haben und im Dienste der Arbeiterklasse alt geworden sind; ich kann mir nicht vorstellen, dass wir von diesen Genossen für immer geschieden sind, mögen sie sich auch gegen das Organisationsstatut vergangen haben . . . Ich gebe zu, dass es für die deutschen Genossen schwer ist, die früheren Mitglieder der tschechoslawischen Sozialdemokratie, die infolge ihrer zentralistischen Gesinnung zur Gründung einer neuen Partei geschritten sind, nicht als Sozialdemokraten anzuerkennen.“\* Freilich zieht Genosse Meissner aus dieser Erkenntnis den Schluss, wir mögen zwar die tschechischen Zentralisten als Genossen betrachten, aber ihre Organisation nicht als sozialdemokratische Partei anerkennen. Aber können wir den deutschen Organisationen in Brünn und in Ostrau verwehren, mit der Organisation der tschechischen Zentralisten bei öffentlichen Wahlen und Demonstrationen gemeinsam vorzugehen, wie sie dies ja schon zu tun gewohnt sind? Und nichts anderes bedeutet doch die „Anerkennung“ der tschechischen Sozialdemokratie als dies, dass der Parteitag die Organe und die Organisationen der deutschen Partei ermächtigt, mit den tschechischen Zentralisten zu kooperieren!

Es ist übrigens kein seltener Fall, dass in einer Nation zwei oder mehr einander bekämpfende sozialdemokratische Organisationen bestehen. In England gab es bisher drei, in den Vereinigten Staaten, in Holland, in Russland, in Bulgarien gibt es zwei, in Polen drei sozialistische Parteien, die der Internationale angeschlossen sind. Die reichsdeutsche Sozialdemokratie steht in stetem Verkehr mit der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei der Niederlande. Aber das hindert sie nicht, auch die von einer Gruppe von Marxisten neugegründete Sozialdemokratische Partei Hollands anzuerkennen, obwohl diese Partei gewiss viel weniger Mitglieder zählt als die Partei der tschechischen Zentralisten. Und die alte holländische Arbeiterpartei hat die Anerkennung der neugegründeten sozialdemokratischen Partei keineswegs als feindliche Handlung betrachtet. Was den Holländern recht ist, wird wohl den Tschechen billig sein.

\* Dr. Alfred Meissner, Příměří. „Akademie.“ XV. Jahrgang, 12. Heft.



Viele unserer deutschen Genossen wollen freilich noch weiter gehen. Sie wollen nicht nur die zentralistische „Tschechische Sozialdemokratie“ anerkennen, sondern gleichzeitig auch alle Beziehungen zu der separatistischen „Tschechoslawischen Sozialdemokratie“ abbrechen. Sie sagen, die Tschechoslawen seien keine Sozialdemokraten mehr und wir müssten jede Verantwortung für ihr Treiben ablehnen, indem wir die wenigen Bande, die uns noch verknüpfen, zerreißen.

Sind die Tschechoslawen Sozialdemokraten? Die Frage ist nicht so leicht zu beantworten, wie manche unserer Genossen meinen. Die soziale Entwicklung erzeugt ja so manche schwer definierbare Mischbildung. Die Masse der Mitglieder der tschechoslawischen Sozialdemokratie besteht gewiss aus klassenbewussten Arbeitern, aus echten Sozialdemokraten. Aber in ihre Partei, in die Köpfe ihrer Parteigenossen sind unter dem Drucke eigenartiger historischer Umstände starke nationalistische Strömungen eingedrungen. So pendelt die tschechoslawische Sozialdemokratie zwischen dem proletarischen Sozialismus und dem kleinbürgerlichen Nationalismus unsicher hin und her. Es ist daher begreiflich, dass viele deutsche Genossen erwarten, die tschechoslawische Sozialdemokratie werde sich immer weiter vom internationalen Sozialismus entfernen, immer mehr dem kleinbürgerlichen Nationalismus angleichen. Ich halte diese Prognose für falsch. Die Tendenzen der wirtschaftlichen Entwicklung sprechen gegen sie. Wir wissen, dass das tschechische Sprachgebiet jetzt sehr schnell industrialisiert wird. Mit der Industrialisierung des tschechischen Sprachgebietes werden auch dort die Klassengegensätze verschärft. Dadurch werden zunächst Bündnisse zwischen Sozialdemokraten und bürgerlichen Liberalen unmöglich: während in dem rückständigen Mähren die Vaněk und Tusar noch dem schlaunen Stransky ins Garn laufen, organisiert in Böhmen der Grossindustrielle Kramář bereits das bürgerliche Kartell gegen die Sozialdemokratie. Böhmens Gegenwart ist Mährens Zukunft. Zugleich schreitet die Verbürgerlichung der tschechischen nationalen Parteien schnell fort: die Nationalsozialen, die sich gestern noch „nationale Arbeiter“ genannt, verlegen ihre Tätigkeit vom Proletariat in das Kleinbürgertum. Andererseits wird das Werbegebiet der Sozialdemokratie auf das Proletariat beschränkt: je schroffer die Klassengegensätze werden, desto geringer die Aussicht für die Sozialdemokratie, bürgerliche Mitläufer zu gewinnen. Je mehr sich aber die Nationalsozialen auf das Kleinbürgertum, die Sozialdemokraten auf das Proletariat beschränken, desto schmaler wird die Reibungsfläche zwischen den beiden Parteien. Der Konkurrenzkampf zwischen Sozialdemokraten und Nationalsozialen hört allmählich auf. Damit verschwindet die stärkste Triebkraft, die die tschechoslawische Sozialdemokratie zum Nationalismus getrieben hat. Sie hat nun weit mehr die Kritik der tschechischen Zentralisten zu fürchten. Diese Kritik drängt sie zur grundsätzlichen sozialdemokratischen Politik!\* Darum glaube ich, dass innerhalb der tschechoslawischen Sozialdemokratie der internationale Sozialismus sich schliesslich als stärker erweisen wird als der kleinbürgerliche Nationalismus.

Ist das aber der Fall, dann werden wir immer wieder uns gezwungen sehen, mit den Tschechoslawen zu kooperieren. Die Pflicht, die Interessen des Proletariats zu vertreten, wird uns dazu zwingen. Sollen wir lieber einen grossen Streik verloren gehen lassen, ehe wir uns mit Separatisten an den Beratungstisch setzen, um die Streiktaktik zu vereinbaren? Sollen wir bei einer wichtigen parlamentarischen Aktion — zum Beispiel bei den Bemühungen unserer Abgeordneten im Sozialversicherungsausschuss — den Erfolg für die Arbeiterklasse in Gefahr bringen, um uns nur nicht mit Separatisten über das zweckmässigste Vorgehen verständigen zu müssen? Kann es uns bei einer grossen Aktion — zum Beispiel bei einem Massenstreik — gleichgültig sein, was in Prag und in Pilsen geschieht? Und wenn wir aufeinander angewiesen sind, ist es dann nicht besser, unsere Kraft durch die Gemeinsamkeit der Aktion zu stärken, statt sie durch planloses, ungeordnetes Nebeneinandergehen zu zersplittern? Es hiesse zweifellos das Proletariat schwer schädigen, wenn wir aus lauter Inter-

\* Schon nach den Reichsratswahlen hat Modráček das mährische Wahlbündnis mit dem Argument bekämpft, es gebe den Zentralisten starke Waffen gegen seine Partei in die Hand.



nationalität uns von der überwiegenden Mehrheit des tschechischen Proletariats völlig trennen wollten. Es mag sein, dass die Tschechoslawen selbst uns schliesslich zum Abbruch aller Beziehungen zwingen werden. Aber die praktische Notwendigkeit der internationalen Aktion wird sich bald als stärker erweisen als ein solcher von besinnungsloser Leidenschaft eingeflüsterter Beschluss. Der Innsbrucker Parteitag wird sich hoffentlich nicht bestimmen lassen, einen Beschluss zu fassen, dessen Durchführung an den unerbittlichen Notwendigkeiten des Klassenkampfes scheitern müsste.

Es gibt heute nur eine Lösung der schwierigen Frage: Wir müssen vor der ganzen Öffentlichkeit feststellen, dass sich in die tschechoslawische Sozialdemokratie, die ihrem Ursprung, ihrer Zusammensetzung, ihrem Programm nach gewiss eine Partei klassenbewusster Arbeiter ist, nationalistische, unsozialistische Strömungen eingeschlichen haben. Wir müssen die Verantwortung für diese Strömungen ablehnen. Wir müssen beschliessen, dass wir fortan nach unserem eigenen Programm und nach den Beschlüssen unserer eigenen Parteitage selbständig handeln werden ohne jede Rücksicht auf die nationalistische Unterströmung in der tschechoslawischen Sozialdemokratie. Wir müssen uns aber zugleich auch bereit erklären, mit der tschechoslawischen Sozialdemokratie als der Vertreterin der Mehrheit des klassenbewussten tschechischen Proletariats zu kooperieren, wo immer Uebereinstimmung der Ansichten besteht und wo das Interesse des Proletariats dies erfordert.

Durch eine solche Regelung unseres Verhältnisses zu den beiden Parteien des tschechischen Proletariats werden freilich auch die alten Formen der Gesamtpartei zerstört. Es gilt also, auch unsere Beziehungen zu den italienischen und den südslawischen, den polnischen und den ruthenischen Genossen auf neuer Grundlage zu regeln.

Die internationale Sozialdemokratie strebt in allen Kulturländern der Erde demselben Ziele zu. Trotzdem ist der Sozialismus innerhalb jeder Nation durch die besonderen historischen, ökonomischen und politischen Bedingungen seiner Aktion bestimmt. Trotz der Uebereinstimmung in den gemeinsamen Grundsätzen ist der deutsche Sozialismus vom französischen, der englische vom italienischen verschieden. Nicht anders ist es auch in Oesterreich. Auch hier ist der Sozialismus national differenziert.

Am nächsten stehen uns unsere italienischen Genossen. Sie haben die nationalistischen Bestrebungen Pagninis, die syndikalistischen Tendenzen Barnis schnell und energisch überwunden. Insbesondere unsere Triestiner Genossen stehen uns so nahe, als wären sie deutsche Sozialdemokraten wie wir. Lockerer sind unsere Beziehungen zu den polnischen, den ruthenischen, den südslawischen Sozialdemokraten. Sie wirken in Agrarländern ohne entwickelte Industrie. Ihnen fehlt die feste Stütze eines zahlreichen industriellen Proletariats. Kleingewerbliche Arbeiter, Eisenbahner und andere Kategorien von Unterbeamten und Staatsdienern, zahlreiche Intellektuelle bilden die Masse ihrer Parteimitgliedschaft. Da ihrer Politik nicht die Klasseninteressen eines zahlreichen Proletariats feste Richtung weisen, ist sie durch starke ideologische Einflüsse bestimmt. Unsere polnischen Genossen stehen unter dem Einfluss der heftigen Kämpfe, die innerhalb des Sozialismus in Russisch-Polen um die Frage der Unabhängigkeit Polens geführt werden. In der Ideologie unserer ruthenischen Genossen spielt die Frage, ob die Ukrainer Russlands im grossrussischen Volkskörper aufgehen oder sich von ihm als besondere Nation absondern werden, eine bestimmende Rolle. Unsere südslawischen Genossen beschäftigt das geschichtliche Problem, ob die südslawische Volksmasse zwischen den Karnischen Alpen und dem Schwarzen Meer, die vier Schriftsprachen, drei Konfessionen, sieben Staaten spalten, zu sprachlicher, nationaler, staatlicher Einheit sich durchzuringen vermag. So ist die Ideologie jedes nationalen Zweiges unserer Internationale durch andere Probleme beeinflusst, zu denen wir deutschen Sozialdemokraten kein enges Verhältnis haben können. Es ist daher eine Utopie, zu hoffen, die polnische, die ruthenische, die südslawische Sozialdemokratie könnte der österreichischen Gesamtpartei jemals in derselben Weise ein- und untergeordnet werden, wie die bayrische, die preussische, die sächsische Mitgliedschaft der Deutschen Sozialdemokratie eingeordnet ist. Die österreichische Gesamtpartei muss sich damit bescheiden, ge-



meinsam zu ordnen, was in der Tat gemeinsam ist: den Kampf um die unmittelbaren wirtschaftlichen und politischen Klasseninteressen des Proletariats.

Die neue Regelung muss durch einen Gesamtparteitag erfolgen. Aber ein solcher Gesamtparteitag wird seine Aufgabe erst dann erfüllen können, wenn nicht nur unser Verhältnis, sondern auch das Verhältnis der anderen nationalen Glieder der österreichischen Gesamtpartei zur tschechoslawischen Sozialdemokratie geklärt sein wird; also erst dann, wenn es möglich sein wird, entweder die tschechoslawische Sozialdemokratie unserer Internationale wieder einzugliedern, oder wenn es offenbar sein wird, dass ohne die tschechoslawische Partei eine neue Gesamtpartei konstituiert werden muss. Zu solcher Entscheidung fehlen heute selbst bei uns, in noch höherem Grade aber bei den italienischen und den polnischen, den ukrainischen und den südslawischen Genossen alle Vorbedingungen. Heute könnte ein Gesamtparteitag nur den Zerfall der alten Formen internationaler Verknüpfung deklarieren, ohne neue Formen an ihre Stelle zu setzen. Der Innsbrucker Parteitag kann also die Parteivertretung nicht verpflichten, sofort einen Gesamtparteitag einzuberufen. Er muss ihr aber die Pflicht auferlegen, zur Einberufung eines Gesamtparteitages die Anregung zu geben, sobald die objektiven und subjektiven Bedingungen zur Neugestaltung der Gesamtpartei gegeben sein werden. Solange dies nicht der Fall, müssen wir deutschen Sozialdemokraten eben unseren eigenen Weg gehen — im engsten Einvernehmen mit allen Sozialdemokraten des Reiches, wo dies möglich ist; selbständig, ohne Kompromisse, der eigenen Kraft und eigenen Einsicht vertrauend, wo Uebereinstimmung der Ansichten nicht besteht.

So wird der Innsbrucker Parteitag freilich nicht das letzte Wort über die Streitfrage sprechen, sie nicht restlos bereinigen können. Aber wenn er uns nur für die nächste Zeit den rechten Weg weisen kann, wird er seine Aufgabe erfüllt haben! Denn die letzte Entscheidung wird nicht die Weisheit eines Parteitages fällen, sondern die der Entwicklung innewohnende Logik selbst. Mit eherner Notwendigkeit führt der Kapitalismus selbst das Proletariat zur Macht. Seine Entwicklung wird auch in unserem Lande die Hemmnisse aus dem Wege räumen, die sich heute dem Aufstieg der Arbeiterklasse entgegenstellen.

Wir stehen an der Schwelle einer neuen Geschichtsepoche. Zu gewaltigen Kämpfen ruft uns der Tag. In solcher Zeit dürfen wir nicht die Kraft der Arbeiterklasse zersplittern. Wenn wir schon getrennt marschieren müssen, wollen wir uns doch die Möglichkeit erhalten, vereint zu schlagen.

---

## Engelbert Pernerstorfer: Ein kurzes Wort zur Frage des Sozialismus und Nationalismus

Der tschechische Separatismus hat zur Folge, dass die Erörterungen über die Auffassung des Nationalismus in den sozialdemokratischen Parteien Oesterreichs wieder lebhaft in Fluss geraten sind. Insbesondere bei den deutschen Sozialdemokraten, die die Haltung der tschechischen Separatisten in der Gewerkschaftsfrage am schwersten empfinden. Die Seiten des „Kampfes“ sind voll von diesen Erörterungen und in unseren Organisationen werden im Hinblick auf den demnächst abzuhaltenden Parteitag in Innsbruck die Fragen des echten und wahren Internationalismus schon deswegen fleissig debattiert, weil dieser Parteitag sich auch mit der Frage der Anerkennung der tschechischen Zentralisten wird zu beschäftigen haben.

Dass die organisatorische Einheit der Gewerkschaften eine unabweibare Forderung der proletarischen Internationalität ist, wird von allen deutschen Sozialdemokraten ohne eine einzige Ausnahme behauptet. Abweichende Meinungen kann es da nur über das Mass von Konzessionen geben, die eine Ausgleichung mit den Forderungen der Separatisten herbeiführen könnten.



Ebenso zweifellos ist es, dass der Parteitag den tschechischen Zentralisten die Anerkennung als selbständige sozialdemokratische Partei nicht versagen wird. Es ist nicht der erste Fall, dass innerhalb einer und derselben Nation zwei verschiedene, in gewissen Beziehungen einander bekämpfende Parteien bestehen. Es war so in Frankreich vor elf Jahren, es ist so heute in Holland, wo eine kleine Gruppe von noch nicht 1000 Mitgliedern als eigene Partei besteht.

Aber es wird auch vielleicht die Forderung auftauchen, der bestehenden tschechisch-sozialdemokratischen Partei, den sogenannten Autonomisten, fernerhin die Anerkennung als einer sozialdemokratischen Partei zu versagen, und zwar deshalb, weil sie nicht mehr international, sondern nationalistisch sei. Eine grosse Rolle in der Debatte wird auch die Art und Weise spielen, in der die Autonomisten den Kampf mit uns, den Anhängern einer zentralistischen Gewerkschaftsbewegung, geführt. Die Kampfart der tschechischen Autonomisten gegen die deutsche Partei ist wohl ohne Beispiel und belastet die tschechischen Autonomisten auf lange Jahre hinaus.

So sehr also die deutschen Sozialdemokraten in Oesterreich Grund hätten, sich den Autonomisten gegenüber auf einen überaus schroffen ablehnenden Standpunkt zu stellen, so entspräche dies doch nicht ihrem bisherigen Benehmen in dem Streit, in dem sie eine grosse Zurückhaltung bewiesen haben, weil ihnen die Sache des Sozialismus so hoch stand, dass sie ihr zuliebe jede persönliche Verunglimpfung gering achteten.

Wir sollten aber auch bei allem Gegensatz in dem Kampfe jene Momente nicht vergessen, die die Haltung der Separatisten zwar nicht entschuldigen können, aber doch die Möglichkeit bieten, vieles für die Massen der Parteigenossen Unerklärliche wenigstens einigermassen verständlich zu machen.

Dazu ist es notwendig, sich über den Begriff des Nationalismus klar zu werden. Unsere Parteigenossen verstehen den Nationalismus gewöhnlich als den Gegensatz des Internationalismus. Das ist so falsch, dass vielmehr der Internationalismus den Nationalismus zur Voraussetzung hat. In dem Begriff des Internationalismus ist weder die Verwerfung des Nationalismus (Anationalismus), noch die Gegnerschaft zum Nationalismus (Antinationalismus) gelegen. Die nationale Gliederung des Sozialismus ist auch nicht bloss hervorgerufen durch die sprachlichen Verschiedenheiten. Das erhellt schon aus den markanten individuellen Gesichtern der sozialistischen Parteien der verschiedenen Nationen, die nur einig sind in bezug auf die entscheidenden Sätze des Prinzips und der Taktik.

Ja noch mehr. Der moderne Sozialismus ist so national, dass er die Rechte aller Nationen anerkennt. Er tritt direkt und einmütig für alle unterdrückten Nationen ein.

Dieser Nationalismus ist unmittelbar bei uns in Oesterreich anerkannt worden auf dem sogenannten Wimberger-Parteitag (1897). Es gibt freilich viele unter uns, die die damalige Trennung der einheitlichen österreichischen Partei in sechs selbständige nationale sozialdemokratische Parteien als den Anfang alles Uebels ansehen. Wer aber jene Zeiten in der Partei mitgemacht hat, weiss, dass damals keine Macht der Erde imstande gewesen wäre, diese notwendige Parteigestaltung zu verhindern. Ich konnte auf dem Wimberger-Parteitag ohne Widerspruch, ja unter lebhaftem Beifall, sagen (Seite 90 des Berichtes): „Man kann ein sehr guter Deutscher, ein ausgezeichnete Tscheche, ein vortrefflicher Italiener und dennoch ein leidenschaftlicher internationaler Sozialdemokrat sein.“

Aus der nationalen Betätigung einer sozialdemokratischen Partei ist ihr also ein Vorwurf nicht zu machen. Aber die Autonomisten gebärden sich, so wird behauptet, nationalistisch. Das ist nun in der Tat in dem Munde eines Sozialdemokraten eine schwere Beschuldigung. Alle bürgerlichen Parteien, die unter der Flagge des Nationalismus segeln, sind in Wahrheit nationalistisch.

Nun sind wirklich einige Tatsachen bekannt geworden, die auf eine bedenkliche Zusammenarbeit der Autonomisten mit bürgerlich-nationalistischen Parteien schliessen lassen. Dergleichen wäre wohl bei uns deutschen Sozialdemokraten undenkbar. Aber auch hier gibt es gewisse Erklärungsgründe.

Das tschechische Volk leidet gleich dem polnischen schwer darunter, dass es keine staatliche Selbständigkeit hat. Das Volk ist ausserdem klein. Die Furcht plagt es beständig, es könnte untergehen. Blickt es in seine Vergangenheit zurück, so erscheint ihm das Gespenst der Vernichtung entgegenzugrinsen. Es ist wie ein Wunder, dass vor einem



Jahrhundert das tschechische Volk seine Nationalität wiedergefunden hat. Der Nationalismus des tschechischen Volkes hat etwas Nervöses an sich und ist leicht zur Ueber-  
spannung geneigt. Wir Deutschen haben als Gesamtheit nichts zu fürchten. Wir können  
hie und da kleine Verluste erleiden, aber unsere Existenz ist sichergestellt. Die Tschechen  
aber fürchten die Gefahr der nationalen Einbusse gar sehr. Als kleines Volk sehen sie  
mit Schaudern, wie viel tschechisches Blut in deutschen Zentren (besonders in Wien)  
für sie verloren geht. Und das meiste dieses Blutes ist proletarisch. Es verliert die  
tschechische Nation und die tschechische sozialdemokratische Partei.

Es gibt noch andere Momente, die die nationale Nervosität unserer tschechischen  
Genossen vermehrt. Aber ich will ja jetzt keine eingehenden Untersuchungen anstellen.  
Mir fehlt im Augenblick die Zeit und dem „Kampf“ der Raum. Ich will nur warnen  
vor einer oberflächlichen Auffassung der Dinge. Ich will warnen davor, die Krise, in  
der wir uns befinden, als das Produkt einiger „boshafter“ oder „schlechter“ Menschen  
hinzustellen. Aus der Frage des Nationalismus heraus ist zuletzt die heutige Bewegung  
der Autonomisten zu verstehen.

Also, wird mancher Parteigenosse sagen, nieder mit dem Nationalismus, es lebe  
der Internationalismus! Wir brauchen nur „diesbezügliche“ Beschlüsse zu fassen und die  
Sache ist in schönster Ordnung. Wir brauchen nur „konsequenten Internationalismus“  
zu treiben, wie Hilferding meint und wie ihn Strasser predigt! Ich bin schon der Meinung,  
dass die Separatisten auf einem falschen Wege sind. Aber wir werden eben zuwarten  
müssen, bis die notwendige Vernunft bei ihnen wieder einkehrt. Hinter ihnen stehen  
die Massen der tschechischen Arbeiter — und sie sind Sozialdemokraten. Nichts wäre ver-  
föhler, als wenn in der schweren und gefährlichen Lage, in der wir uns als Partei  
befinden, wieder der alte Internationalitätsgedanke Kraft gewänne. Wir Deutschen stünden  
jetzt und für immer allein damit. Kautsky hat vor einem Jahre geschrieben: „Wer sein  
eigenes Volk mehr liebt als die anderen Völker, ist ein schlechter Sozialist.“ Das ist  
ein welt- und lebensfremder Ausspruch. Wenn Hilferding von einer österreichischen  
Gesamtpartei mit Ausschluss der heutigen offiziellen tschechischen Sozialdemokratie  
schreibt, so ist das bärer Utopismus. Haben wir denn alles vergessen und nichts gelernt?  
Glaubt denn wirklich noch jemand, der Sozialismus habe unter anderem auch die Auf-  
gabe, die Völker zu dekomponieren, aus den Nationen einen Mischmasch zu machen?  
Oder wird nicht vielmehr der Sozialismus erst den verschiedenen Nationen die wirklich  
freie und ungehinderte Möglichkeit der Entwicklung geben?

Wenn wir heute den Separatisten entgegentreten, so geschieht es um schwerer  
Schädigungen des Internationalismus halber. In der Furcht um ihre Nation haben sie  
übersehen, dass auch für diese wie für alle Nationen es nur einen Weg zur Freiheit,  
zum Wohlstand und zur Kultur gibt: den Zusammenschluss der Proletarier aller Nationa-  
litäten zu gemeinsamen wirtschaftlichen und politischen Kämpfen. Wer das Wort nicht  
hört, der wird die Dinge fühlen. Freilich — sie werden schmerzvoll sein.

---

## Julius Deutsch: Gefahren des Tageskampfes

Die sich überstürzenden Ereignisse der letzten Wochen können vorerst noch nicht  
in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt werden. Dazu fehlt es nicht nur an Zeit, sondern  
auch an der ruhigen Objektivität, die man erst gewinnt, wenn man den Dingen in  
einer gewissen Entfernung gegenübersteht. Solange wir, wie es jetzt nicht anders sein  
kann, von der Leidenschaft des Mitkämpfenden ergriffen sind und alle Fasern unseres  
Herzens dem Kampfe selbst gehören, sind wir notwendigerweise ungeeignet zu kühl  
abwägender Betrachtung. Aber eine Tatsache hat sich uns doch allen, die dem Verlauf  
der Teuerungsaktion mit einiger Aufmerksamkeit folgten, aufdrängen müssen: der  
Mangel sozialistischer Bildung in breiten Massen unserer Anhänger.

Und diese Tatsache ist von solcher Bedeutung, dass es ein schwerer Fehler wäre,  
schweigend an ihr vorüberzugehen. Ja wir müssen es unumwunden sagen: das, was



wir wollen, was unseres Strebens letztes Ziel ist, haben Zehntausende nicht verstanden, die sich Sozialdemokraten nennen. Viele halten den Tageskampf für die sozialistische Betätigung schlechthin. Sie wissen nicht, dass der Kampf um das grössere Stückchen Brot, den wir innerhalb der kapitalistischen Gesellschaftsordnung führen und führen müssen, nicht der einzige und vornehmste Ausdruck sozialistischer Gesinnung ist. Sie vermögen den Kleinkrieg des Tages auf politischem und gewerkschaftlichem Gebiete noch nicht in den grossen Befreiungskampf der arbeitenden Klasse einzureihen. Und weil sie das nicht tun, ihr Blick völlig auf die Ereignisse des Tages gerichtet ist, gewinnt der Tageskampf für sie eine Bedeutung, die weit über das berechnete Mass hinausgeht.

Wir könnten uns freilich damit trösten, dass jede Partei „Mitläufer“ hat. Auch die sozialistischen Parteien der anderen Länder haben ihre mehr oder minder grosse Zahl Mitläufer und sie gedeihen trotzdem ganz gut. Ein solcher Trost wäre aber unangebracht, weil es doch auch darauf ankommt, wieviel Mitläufer eine sozialistische Partei ihrer Struktur nach vertragen kann, ohne Schaden zu erleiden. In Oesterreich scheint die Zahl der sozialistischen Mitläufer gerade gross genug zu sein, um einmal ernstlich über diese Sache zu reden. Schon deshalb, weil wir hier nicht allein von den Mitläufern bei Wahlen sprechen, sondern von jenen, die in unseren gewerkschaftlichen und politischen Organisationen als Mitglieder eingeschrieben sind, von den unsozialistischen Organisierten.

Die Konstatierung der Tatsache, dass in unseren Reihen viele stehen, die nicht von sozialistischem Geiste erfüllt sind, genügt nicht; wir müssen versuchen, diese Tatsache zu erklären. Man kann ja nicht annehmen, dass den österreichischen Sozialdemokraten irgend eine verborgene Charaktereigenschaft innewohnt, die sie mehr als gewöhnlich der Gefahr aussetzt, im Kleinkram des täglichen Kampfes zu versinken. Es müssen andere Ursachen bestimmend sein. Einer der wichtigsten Gründe für die manchmalige Ueberschätzung des Tageskampfes auf politischem Gebiet scheint mir in der Schwäche des österreichischen Staates zu liegen. Der österreichische Staat ist, wie man weiss, ein eigenartiges Gebilde; er lebt in einer unglücklichen Ehe mit Ungarn und wird stündlich malträtirt von seinen bösen Kindern, den Nationen. Daraus entstehen nun allerlei Komplikationen, die jede ruhige Arbeit stören und selbst die Erfüllung der alltäglichsten Staatsnotwendigkeiten zu einem ungemein schwierigen Werke gestalten. Es ist deshalb bei uns keine Regierung möglich, welche, von einheitlichen Gesichtspunkten geleitet, mit festem Griff das Staatsschiff zu steuern vermöchte. Keine Partei und keine Nation ist imstande, aus eigener Kraft zu regieren, weshalb es die jeweilige Regierung unmöglich wagen darf, sich allein auf eine Partei oder eine Nation zu stützen; sie würde sonst von dem Grimm aller anderen in wenigen Tagen hinweggefegt sein. Ohne Kompromiss ist das österreichische Staatsleben kaum mehr denkbar. Weil keiner regieren kann, regieren alle.

Was soll bei solchen Zuständen eine Regierung anderes tun, als auf des Messers Schneide tanzend allen Parteien und allen Nationen ihre Gunst zu erweisen versuchen? Eine österreichische Regierung verdirbt es sich mit keiner Partei ganz, sie möge sich noch so revolutionär gebärden, weil man nicht weiss, ob nicht im Handumdrehen gerade auf diese Partei die Regierung angewiesen sein wird. Darum hat jede Partei einen gewissen Einfluss, den sie demagogisch auszunützen beflissen ist.

Die Wähler merken selbstverständlich diesen Zusammenhang der Dinge und richten sich darnach ein. Sie beurteilen eine Partei nach ihren Erfolgen und nicht nach dem, was sie programmatisch erstrebt. Als gute Partei erscheint nunmehr die, welche viel „durchsetzt“ oder sich wenigstens mit lautem Geschrei den Anschein gibt, viel durchsetzen zu können; als der beste Abgeordnete wird nicht ein braver, verlässlicher Parteimann betrachtet, sondern derjenige, welcher, die Geschäfte seiner Wähler besorgend, von den Behörden dies oder jenes für den Wahlkreis oder eine Wählergruppe erreicht.

Von dieser Erfolgshascherei sind auch viele Sozialdemokraten angesteckt worden. Sie erwarten, dass ihre Partei grosse unmittelbare Erfolge heimbringe. Tut sie das nicht, dann erscheint die Partei als untätig oder zumindest als zu wenig energievoll, weil man aus der Erfahrung weiss, dass die schwache Regierung den



lautesten Schreiern schliesslich doch mit etlichen Konzessionen das Maul stopfen musste. Alle ökonomischen Schwierigkeiten treten in den Hintergrund, man verlangt so ziemlich alles und jedes von der Regierung, weil man meint, dass diese nur durch das entschiedene Auftreten der Partei gezwungen zu werden braucht, das Vernünftige zu vollbringen. Die gesellschaftlichen Zusammenhänge der sozialen Not unserer Zeit werden weniger gewürdigt, man vermeint im politischen Tageskampfe umwälzende wirtschaftliche Reformen erringen zu können. Also kehrt immer die Mahnung an die Partei wieder: Bewege dich, rühre dich, zwinge die Regierung zu volksfreundlicher Tat!

So berechtigt natürlich der Kampf gegen die Unvernunft der österreichischen Regierungen ist, darf man doch nicht verkennen, dass die Ueberschätzung dieses Kampfes der proletarischen Sache nicht nützt. Anstatt gegen die kapitalistische Wirtschaftsweise wendet sich schliesslich der Groll Zehntausender gegen die sehr vergänglichen Gestalten der Bienenrath und Gautsch. Oesterreichische Ministerpräsidenten sind zwar gewiss aller Bekämpfung wert, aber als die Objekte des proletarischen Kampfes erscheinen sie doch zu unbedeutend. Nun ist es aber einmal so, dass die Schwäche des Staates zum Kampf um unmittelbare, praktische Erfolge reizt. Wir können uns dem nicht entziehen, unser ganzes Auftreten in der Öffentlichkeit legt davon Zeugnis ab. Am sichtbarsten wird diese Tatsache in der Art, wie unsere Agitation geführt wird. Die sozialdemokratische Agitation, diese bedeutsamste und wirkungsvollste Art unseres Verkehrs mit den breiten Massen des Volkes, ist nur zu einem ganz geringen Teil eine Werbearbeit für die grosse Sache des Sozialismus, sie steht fast völlig auf dem Boden des Tageskampfes. Sie ist aber nicht in der Weise mit den Ereignissen des Tages verknüpft, dass sie, an diese anknüpfend, die Erscheinungsformen des Kapitalismus kritisiert, sondern sie fasst grossenteils den Tageskampf als Endzweck auf.

Nun ist die Agitation, die im Tageskampf aufgeht, eine wesentlich andere als die, welche für den Sozialismus wirbt. Die letztere muss vor allem darnach trachten, neue Anhänger zu gewinnen, sie muss aufklären, belehren. Die erstere geht darauf aus, bestimmte Wirkungen im Tageskampf selbst zu erzielen. Ihr kommt es weniger darauf an, Anhänger für den Sozialismus zu gewinnen, als durch irgendwelche Aktionen einen bestimmten Eindruck auf die öffentliche Meinung oder auf massgebende Kreise zu machen. So ist denn die sozialistische Agitation eine mehr nach innen gerichtete, die sich in der Versammlung selbst erschöpft, während die anders geartete Art des öffentlichen Auftretens dazu bestimmt ist, nach aussen zu wirken. Da kommt es vor allem darauf an, gross und mächtig zu erscheinen, man muss pomphaft auftreten, um zu imponieren. Das äussere Arrangement einer Veranstaltung wird allmählich wichtiger als ihr geistiger Inhalt und es kann ja gar nicht anders sein. Man beobachte nur einmal, wie unsere Versammlungen gemacht werden, und man wird dann bemerken, dass, je mehr wir in den Tageskampf hineinkommen, die Versammlungen unsachlicher werden. Das beginnt schon bei der Festsetzung des Umfanges einer Versammlung. Es ist ja unter allen Umständen ein Vorteil, wenn eine Versammlung gross ist, weil es arbeitsparender ist, vor vielen einmal als vor wenigen mehrmals zu sprechen. Grosse Versammlungen sind der Propaganda des Sozialismus förderlich und dies auch deshalb, weil sie das Selbstbewusstsein der Masse erhöhen, ihre Begeisterung steigern. Noch viel mehr treffen aber alle diese Vorteile der grossen Versammlung für die Veranstaltung zu, welche lediglich dem Tageskampf gilt. Da wird schliesslich die Grösse der Versammlung ihr Hauptzweck. Es sollen Massen aufmarschieren, es soll demonstriert werden. Was dann in einer solchen Versammlung gesagt wird, ist nun auch weniger wichtig. Es kommt jetzt, wo sich alles auf die Wirkung nach aussen zuspitzt, mehr darauf an, wer es sagt. Daher die Sucht, berühmte Redner, auf alle Fälle Redner mit Titeln, auftreten zu sehen. Abgeordnete werden verlangt! Dieses allseitige, unermüdliche Drängen, Abgeordnete als Redner zu bekommen, ist eine förmliche Krankheit, die der Sachlichkeit der Veranstaltungen nicht zum Vorteil gereicht. Man kann noch so oft wiederholen, dass für die oder jene Materie ein tüchtiger Referent zur Verfügung stehe, er wird nicht begehrt, wenn er keinen Titel hat. Der Abgeordnete aber, der sich erst mühselig in dieselbe Sache einarbeiten muss, wird täglich mit dem Begehren geplagt, darüber zu referieren.



Nun will man freilich die Abgeordneten auch deshalb als Referenten, weil sie „Zugkräfte“ sind, weil ihr Titel imstande ist, Indifferente oder auch Gegner anzulocken. Aber darin offenbart sich ein weiteres unsachliches Moment unserer Tagesversammlungen. In dem Verlangen, grosse Versammlungen abhalten zu können, greift man zu dem Abgeordnetentitel als einer Art Lockmittel. Dass dies der Würde einer ernstlichen Aufklärungsarbeit nicht entsprechend ist, braucht nicht erst auseinandergesetzt zu werden. Dabei tragen solche Veranstaltungen immer den Keim einer Steigerung in sich. Man beginnt mit Volksversammlungen, in denen ein einfacher heimischer Redner spricht. Das „zieht“ dann nächstens nicht mehr. Es muss nun ein Redner von auswärts, wemöglich von Wien, kommen. Auch diese Sensation überlebt sich und so kommt als vorläufig letzter Clou: der Abgeordnete. Aber auch da gibt es Wertungstabellen, die denen, welche mit der Referentenvermittlung zu tun haben, bittere Stunden bereiten.

Diese ganz schiefe Art der Agitation konnte nur infolge der Ueberschätzung des Tageskampfes entstehen, die alles auf die Wirkung nach aussen zuspitzt. Diese führt weiter zu der Gefahr, dass allmählich alle Begriffe verkehrt werden. Da erscheint dann schliesslich nicht mehr der Genosse als radikal, welcher das Schwergewicht unserer Arbeit auf die Umwälzung der bestehenden Gesellschaftsordnung gelegt wissen will, sondern jener, der für irgend eine Tagesforderung alles auf das Spiel zu setzen bereit ist. Es liegt aber wohl im Interesse des proletarischen Befreiungskampfes, dass derartige kleinbürgerlich-philiströse Auffassungen in unseren Reihen vermieden werden. Wir sollen sozialistische Aufklärungsarbeit verrichten und diesem Zwecke auch den Tageskampf, der dabei sehr energievoll geführt werden kann, unterordnen. Wären wir so weit, dann verschwände von selbst ein gutes Stück jener Sensationshascherei, die den bürgerlichen Parteien nachgeahmt wurde und die ernste Sachlichkeit zurückdrängt.

Freilich, solange die oben skizzierten spezifisch österreichischen Ursachen wirksam sind, werden die unangenehmen Folgen nicht ganz ausbleiben können. Aber wir können sie gewiss aus eigener Kraft erheblich mildern. In den letzten Jahren waren unsere Bildungsorganisationen in diesem Sinne tätig; sie haben versucht, sozialistische Bildung zu verbreiten. So rühmig ihre Arbeit aber auch gewesen ist, muss doch gesagt werden, dass der Erfolg noch lange nicht befriedigen kann. Was will es besagen, wenn von den tausenden Parteigenossen eines Agitationsgebietes einige hundert einmal im Jahre einen Vortragszyklus besuchen? Es kann auf lange Zeit hinaus nur ein Bruchteil unserer Parteigenossen von der Bildungsarbeit erfasst werden und man muss vollauf zufrieden sein, wenn nur eine grössere Anzahl unserer Funktionäre an der sozialistischen Bildungsarbeit einen kleinen Anteil hat. Grosse Massen können leider, so wie die Dinge jetzt liegen, in absehbarer Zeit von der Bildungsarbeit gar nicht erreicht werden, so bedeutende und aner kennenswerte Anstrengungen auch gemacht werden.

Während aber die Bildungsarbeit an die breiten Massen vorerst nicht herankommen kann, werden diese von einem anderen Zweige unserer Tätigkeit, von der Agitation, wirksam erfasst. Unsere Agitation ist tiefgreifend genug, um grosse Massen in Bewegung zu setzen. Wollen wir den Gefahren des Tageskampfes begegnen, so müssen wir also unsere Agitation in den Dienst der sozialistischen Aufklärungsarbeit stellen. Heute gehen Bildungsarbeit und Agitation neben- und nicht miteinander; sie haben nicht die engen Berührungspunkte, welche erforderlich sind, um eine gedeihliche Entwicklung zu zeitigen. Das sollte anders sein. Diese beiden Arten unserer Arbeit müssen sich ergänzen und dürfen nicht zusammenhanglos nebeneinander hergehen. Diesen Zusammenhang kann jeder in der Agitation tätige Genosse mit herbeiführen helfen, indem er seine Referate etwas weniger auf die unmittelbare Wirkung im Tageskampf, sondern mehr auf die grossen Ziele des Sozialismus zuspitzt. Mehr noch als von einzelnen Genossen kann natürlich von den Parteikörperschaften geschehen; diese müssten in ihrem öffentlichen Auftreten, in ihren Beschlüssen, Manifesten, Flugblättern u. s. w. stets auch auf die revolutionären Ziele aller unserer Bestrebungen verweisen. In den letzten zwei Jahren hat unser Parteisekretariat bei aktuellen Anlässen Rededispositionen an die Referenten ausgegeben. Diese Rededispositionen werden öfter erscheinen müssen und bei zweckentsprechender Abfassung



gewiss auch dazu beitragen können, unsere sozialistische Aufklärungsarbeit mit der Agitation in Einklang zu bringen. Dass schliesslich auch die Parteipresse in diesem Sinne wirken soll, versteht sich von selbst.

Vereinen wir unsere Bemühungen, setzen wir die Bildungsarbeit mit noch grösserem Eifer fort und führen wir die Agitation in mehr prinzipiellem Sinne, dann werden wir zu einem grossen Teile das gutzumachen vermögen, was die zerfahrenen Zustände Oesterreichs schlechtgemacht haben. Die Gefahren des Tageskampfes können nur überwunden werden, wenn es gelingt, die Massen mit dem echten revolutionären Geist zu erfüllen, der der Todfeind der kapitalistischen Gesellschaftsordnung ist. Was wir brauchen, ist: mehr sozialistische Bildung!

---

## Martin Rapoldi (Innsbruck): Tirol

Dass jene Kreise, die nach überlieferten Begriffen das Land Tirol repräsentieren, von dem Beschlusse unserer Reichsparteivertretung, den nächsten Parteitag der deutsch-österreichischen Sozialdemokratie in Innsbruck abzuhalten, besonders erbaut sind, ist sehr zu bezweifeln. Gewöhnlich sieht man ja in Tirol gerne fremde Gäste; je mehr, desto lieber. Und je gespickter der mitgebrachte Geldbeutel ist, desto weniger wird nach Konfession, Nation oder den sonstigen Herkunftsmerkmalen gefragt, welche für gewöhnlich in Tirol keineswegs eine nebensächliche Rolle spielen. Auch Tagungen und Kongresse sieht man gern, wenn sie sich etwas an die sogenannte Tiroler „Eigentümlichkeit“ anlehnen, nämlich mit einem Hoch auf die „höchsten Gewalten“, wenigstens auf eine davon, beginnen und enden und eine Massenabspeisung, bei der etliche Hektoliter Bier und Wein und einige Kilometer Würste ihrer Bestimmung zugeführt werden oder einige solenne Festessen, bei welchen die Honoratioren gratis mittun dürfen, im Gefolge haben. Oft sah Innsbruck solche Tagungen in seinen Mauern. Katholikentage für das Land und für das Reich, Alpenvereinstagungen, „völkische“ Zusammenkünfte, Schützenfeste und Paraden, Konferenzen von Betbrüdern und Kerzelweibern in bunter Reihenfolge. Der Chronist könnte konstatieren, dass in früheren Jahren eigentlich so oft ein patriotisches oder ein ähnliches Fest oder irgendein „Tag“ abgehalten wurde, als die Geschichte der Nachwelt Kunde von einem aussergewöhnlich tiefen Seufzer irgendeiner — im patriotischen Sinne — „historischen“ Persönlichkeit vermittelt. Jedesmal steckte der ehrsame Bürger eine Fahne am Giebel aus, die beim Parteitag der Sozialdemokratie fehlen wird. Denn diese Tagung endet und beginnt nicht, wie es das sogenannte offizielle Tirol gern sieht. Die Beratungen bringen Reden, welche nach dem Dafürhalten jener Leute, die sich aus der Wahrung der „Tiroler Eigentümlichkeit“ ein sehr einträgliches Gewerbe gemacht, kurzerhand verboten sein sollen. Dazu noch die Angst, dass ein sozialdemokratischer Parteitag die neben der Maul- und Klauenseuche am meisten gefürchtete rote Infektion im Lande noch weiter verbreite, als sie zum Leidwesen der Protzen und Kuttenmänner schon verbreitet ist. Die bürgerliche Presse wird Gift spritzen über den Parteitag, der Spiesser hinter dem Weinglas seiner Wut ungezügelt Lauf lassen und in den vielen „Gotteshäusern“ werden auf der Kanzel Tonsurierte den Parteitag in ihre Mühle nehmen, den Schäflein bei ihrem Seelenheil auftragen, sich ja weit vom Schuss zu halten, sobald ein roter Agitator etwa dem Dörflein naht, und zur Sühne der „Entweihung“ des Landes einige separate Rosenkränze zu beten.

Womit schon gesagt ist, dass Tirol nicht nur ein schönes Land ist, sondern auch den zweifelhaften Vorzug hat, ein recht eigengeartetes Land zu sein, in welchem die sozialdemokratische Bewegung ordentlich mit Hindernissen zu kämpfen hat. Wohl hat sich in den letzten Jahren der starre Bann etwas gelockert. Die reichere wirtschaftliche Entwicklung ist nicht spurlos an den Menschen vorbeigegangen, schuf Raum für neue Ansichten und bisher ungekannte Ideen, welche die Erfüllung der aus den geänderten Wirtschaftsbedingungen sich ergebenden politischen und sachlichen Notwendigkeiten heischen. Diese Strömungen waren stark genug, die politische Einheit des Landvolkes zu sprengen und in der Folge die alte katholischkonservative Partei, deren reaktionäres



Regime heute noch mehr als erträglich im öffentlichen Leben nachwirkt, völlig auszuschalten. Diese politischen Kämpfe, der heute noch lustig tobende Streit zwischen den Katholikonservativen und den Christlichsozialen, haben die Widerstandskraft gegen die sozialdemokratische Agitation wohl geschwächt; die Landbevölkerung lässt sich nur mehr in wenigen finsternen Winkeln des Landes zu einem terroristischen Akt gegen eine sozialdemokratische Versammlung verleiten. Dafür aber sind am Lande die zahllosen Geistlichen mit der Wut klerikaler Eiferer beflissen, Lokale für Versammlungen und bekannten Genossen die Wohnung abzutreiben, und in den Städten lebt der Kampf gegen unsere Partei auf im unverfälschten nationalverbändlerischen Arbeiterhass.

\*

Wir haben nicht die Absicht, den Lesern dieser Zeitschrift und den Delegierten zum Parteitag auseinanderzusetzen, unter welch erschwerten Umständen die tirolischen Genossen den steinigen Boden in ein für unsere Partei ergiebigeres Kulturland umackern. Mehr oder weniger findet die Arbeiterbewegung in jedem Lande Hemmnisse, die nicht geringer werden, wenn man viel darüber klagt oder davon redet. Die Genossen werden lieber einen Blick in das Land Tirol machen, nämlich in das Tirol, welches unsere herrlichen Naturschönheiten nicht zum Ausdruck bringen, in das Gegenstück von dem schönen Landschaftsbild, welches den Fremden bezaubert, wenn er in einer Mondnacht durch die Strassen von Innsbruck wandert, wo die Felswände, Schroffen und Spitzen, welche den Talkessel von Innsbruck umsäumen, traumhaft schön unter dem magischen Silberflor leuchten: das Tirol der Menschen, die politischen Strömungen und Kämpfe der das Land beherrschenden klerikalen Parteien und der Reflex klerikaler Herrschaft, das Kulturbild einer der finstersten Provinzen Oesterreichs — dieses Tirol ist den meisten Lesern dieser Zeitschrift unbekannt und darum eine Sehenswürdigkeit; denn es zeigt in seinen Partien Züge auf, welche wirkliche Raritäten sind und das geflügelte Wort von den Tiroler Eigentümlichkeiten vollauf rechtfertigen.

\*

Die Herrschaft der Katholikonservativen ist bei der Reichsratswahl von 1907 und der Landtagswahl von 1908 jäh zusammengebrochen. Ihre Ablöser sind die Christlichsozialen. Den Fernstehenden mochte der vollständige und plötzliche Niedergang der Konservativen — sie haben bei der Reichsratswahl 1907 kein einziges, bei der Landtagswahl 1908 nur in der Adels- und Prälatenkurie einige Mandate behauptet — ebenso überrascht haben als der momentane Aufstieg der Christlichsozialen. Denn eine Partei, die, wie die Konservativen Tirols, ein Land durch Menschenalter beherrscht, vermag ihre Macht in allen von ihr verwalteten Institutionen so zu verankern, dass wohl ein langsames Abbröckeln, nicht aber ein plötzlicher Zusammenbruch möglich ist. Für den Kenner der Verhältnisse ist der Sturz der konservativen Herrschaft aber nur zu erklärlich, denn die im wahrsten Sinne des Wortes konservativ klerikale Partei war in ihrem ganzen Wesen ein Gegensatz zu den Bedürfnissen des Landes. Sie glaubte mit der Maxime der Inquisition — die, als Galilei nachwies, dass die Erde sich drehe und die Sonne stehe, mit dem Diktat: Die Erde steht! das geniale Forschungsergebnis für ewige Zeiten aus der Welt schaffen wollte — alle aus der wirtschaftlichen Entwicklung der letzten Jahrzehnte sich ergebenden politischen, ökonomischen und sozialen Notwendigkeiten abzutun. Die Konservativen leugneten die Bewegung und glaubten mit einem ausschliesslich kirchlichen Programm die Bevölkerung auch in der Zeit an sich fesseln zu können, wo die Naturalwirtschaft der Bauern längst durch die Produktion für den Markt verdrängt und in den Städten das patriarchalische Zusammenleben vom aufstrebenden Kapitalismus zerstört worden ist. Die starren, auf die alten patriarchalischen Zustände mit dem religiös-reaktionären Ueberbau eingeschworenen Konservativen sahen in allen wirtschaftlichen Wandlungen ein künstliches Werk und statt zu trachten, die Notwendigkeiten, die aus den Veränderungen des Wirtschaftslebens erfließen, zu erfassen und zu erfüllen, glaubten sie, in Tirol müsse das religiöse Moment der Gravitationspunkt des politischen Lebens bleiben, wenn man die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Notwendigkeiten der Zeit nur leugnet und beharrlich bekämpft. (So haben die



Konservativen durch Jahrzehnte ihre ganze Kraft darauf verwendet, die Durchführung des Reichsvolksschulgesetzes in Tirol zu verhindern.) Als aber der Kontrast zwischen der Wirtschaft der herrschenden Partei und den aus den durch die rasche Entwicklung des Fremdenverkehrs veränderten Erwerbsverhältnisse erfließenden Bedürfnissen ein unheiliger wurde, liefen die Bauern mit fliegenden Fahnen in das christlichsoziale Lager, wo man mehr versprach, als bloss darauf zu achten, dass niemand die Religion antaste.

Die Anfänge der christlichsozialen Bewegung und die Kämpfe mit den Konservativen reichen ziemlich weit zurück. Die christlichsoziale Partei Tirols ist eigentlich aus dem Schosse der Konservativen hervorgegangen und war in ihrem ersten Stadium die radikalere klerikale Tonart als die der Alten. Die heutigen Führer der Christlichsozialen hatten aber den gesunden Instinkt, zur rechten Zeit das christlichsoziale Programm anzunehmen, als eben die Wirtschaft der Alten reif war zum Fall. Es mag zum Verständnis des Kampfes der beiden klerikalen Riten beitragen, hier in einer kurzen Skizze die Entwicklung der christlichsozialen Partei, die ja auch die Geschichte des Kampfes der katholischen Brüder ist, festzuhalten.

Der Eintritt der Konservativen in das Ministerium Taaffe hat in Tirol innerhalb der konservativen Partei einige Unzufriedenheit erweckt; die borniertesten klerikalen Elemente fürchteten, dass die Konservativen als Regierungspartei von ihrem religiösen Programm Stück für Stück werden opfern müssen. Die Oppositionellen in der Partei bildeten eine eigene Gruppe, die im Lande unter dem Namen „scharfe Tonart“ den Alten, welchen man die Bezeichnung „milde Tonart“ beilegte, mit Vorwürfen wie Prinzipienverrat hart an den Leib ging. Die scharfe Tonart fand namentlich unter den niedrigen Geistlichen viel Anhang. Als am Linzer Katholikentag (1892) über die Alten schwer losgezogen und die Herausgabe der „Reichspost“ beschlossen wurde, agitierte der junge Klerus für dieses Blatt trotz des bischöflichen Verbotes. Der Sturz des Ministeriums Taaffe hat die drohende Spaltung verhindert. Als aber in dem neuen Ministerium die Konservativen unter der Führung Hohenwarts sich der neuen Koalition anschlossen, trat der klerikale Tiroler Abgeordnete v. Zallinger mit der Motivierung, dass die „neue Koalition eine Errungenschaft des Liberalismus“ sei, im November 1893 aus dem Klub aus. Damit war die Spaltung eigentlich vollzogen. Bei den Tiroler Landtagswahlen von 1895 trat Zallinger bereits mit einer selbständigen Partei auf, welche mehrere Abgeordnete, darunter Dr. Schöpfer und Dr. Schorn, zwei heutige Führer der Christlichsozialen, durchbrachte.

Im gleichen Jahre trat Baron Dipauli aus dem Hohenwart-Klub aus. Hohenwart hat die Haltung der Regierung bei der Abstimmung über den Dringlichkeitsantrag, welcher die Bekanntgabe der Gründe, warum Dr. Lueger nicht zum Bürgermeister von Wien bestätigt wurde, forderte, gebilligt und Dipauli, der mit der „schärferen Tonart“ in seinem Wahlbezirk zu rechnen hatte, meldete eine neuerliche Interpellation wegen der Nichtbestätigung an; als ihm die Einbringung dieser Interpellation verwehrt wurde, verliess er den Klub, um später im Verein mit Dr. Ebenhoch und anderen Sezessionisten die „katholische Volkspartei“ zu gründen.

Die „milde Tonart“ hat sich mittlerweile in Tirol als „Zentrum“ konstituiert und ging bei den Reichsratswahlen 1897 mit der „katholischen Volkspartei“ gemeinsam vor.

Der Kampf gegen die Badenische Sprachenverordnung sprengte dann die „katholische Volkspartei“. Dr. Schöpfer, Dr. Kapferer und Rohrer stimmten nämlich für den Anklageantrag und traten wegen der daraus entstandenen Differenzen (1898) aus der Partei aus. Als dann die „katholische Volkspartei“ in das Ministerium Gautsch eintrat und Baron Dipauli Minister wurde, eröffnete die „scharfe Tonart“ im Lande einen heftigen Kampf gegen die „katholische Volkspartei“ und brachte ihr bei den Reichsratswahlen 1901 durch die Wahl Schraffls (der bis dahin als Liberaler gegolten!) und anderer „Radikaler“ eine empfindliche Niederlage bei.

Schraffl und Schöpfer sind kurz nach den Wahlen der christlichsozialen Partei beigetreten und begannen Tirol mit dem demagogischen Programm Luegers zu stürmen. An den Vertretern der „schärferen Tonart“ fanden die jungen Geistlichen Schraffl und Schöpfer einen starken Hinterhalt. Bald wiederhallt Tirol von der Agitation dieses Zweigestirns. Alle Register der christlichsozialen Demagogie wurden auf-



gezogen und den Konservativen, die mittlerweile den Namen „katholische Volkspartei“ gestrichen hatten, ihre Schlechtigkeiten, die sie als Regierungspartei verübten, in allen Tonarten vorgehalten. Im Jahre 1904 gründete Schraffl dann den Tiroler Bauernbund, der heute noch die eigentliche christlichsoziale Parteiorganisation von Tirol ist. Die Agitation für den Bauernbund wurde zu einer Agitation gegen die Konservativen, in allen Versammlungen rückten die Redner des Bauernbundes die konservative Misswirtschaft im Lande und im Parlament mit den größten Kraftworten ans Licht und stellten den Taten der Konservativen das wirtschaftliche Programm der Christlichsozialen gegenüber. Den Bauernstand bedrückt die Schuldenlast, die Ueberschuldung schmälert den Arbeitsertrag — also hat der Staat die Pflicht, den Bauern die Schulden zu bezahlen und kann sie auch bezahlen, wenn er bei den Militärlasten etwas spart. Der Bauer braucht seinen Sohn zur Arbeit, nicht in der Kaserne, also weg mit der langen dreijährigen Dienstzeit. Steuern und Abgaben sind unerschwinglich, das ganze Steuersystem ungerecht, also, Staat, nimm das Geld dort wo es ist, von den Millionären, von Rothschild, von den reichen Klöstern. Der Bauer muss zusammenhalten, dann wird er einmal das Bratl essen und der Reiche die Brennsuppe; Bauer wähle deshalb den Bauern, gib den höfischen konservativen Regierungsknechten den Fusstritt, wähle Bauern, die der Regierung ordentlich an den Leib rücken werden\*. Da, wie wir schon früher dargelegt, die Konservativen alle wirtschaftlichen Notwendigkeiten der Zeit beharrlich ignorierten, zündeten die gleissenden Versprechungen Schraffls auf Abschaffung der Steuern, Herabminderung der Militärlasten, Entschuldung des Bauernstandes von Staats wegen u. s. w. helle Lohe im ganzen Lande. Als dann 1905 der Kampf um das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht einsetzte, waren Schraffl und die Wortführer des Bauernbundes die eingefleischten Demokraten. Nicht nur im Reichsrat, auch im Landtag müsse mit den Privilegien des Adels und der Geistlichkeit aufgeräumt werden, das Volk müsse selbst über sein Schicksal entscheiden können, wenn es einmal besser werden sollte.

Diese Agitation, ergänzt durch eine Zusammenfassung der aufgerüttelten und mit Begeisterung für das neuklerikale Evangelium erfüllten Elemente im Bauernbund und eine rastlose Verbreitung der christlichsozialen Presse, hat die Wahlen von 1907 gut vorbereitet. Schraffl konnte auf der bekannten Friedenskonferenz vor den Wahlen im Hotel Dungal in Wien alle Kompromissvorschläge der Konservativen ruhig ablehnen, er war sich seines Sieges sicher, um so mehr, wenn durch einen Kampf gegen die Konservativen auf der ganzen Linie den verschiedenen Aposteln des Bauernbundes der „Lohn in Form von Mandaten“ winkte. Die Konservativen wurden bei der Reichsratswahl aufs Haupt geschlagen und ebenso bei der Landtagswahl 1908 aus allen Kurien mit Wählern in das Ausgedingstüblein der Prälatenkurie und des adeligen „Grossgrundbesitzes“ gedrängt.

Die Darstellung des Kampfes würde aber eine bedauerliche Lücke aufweisen, wenn wir nicht festhalten, welche Mittel die Christlichsozialen im Kampfe gegen die Konservativen noch anwenden. Denn die wenig geistigen, dafür aber drastisch physischen „Argumente“ charakterisieren einerseits, welcher Gewalttaten sehr christlich gesinnte Leute fähig sind, und zeigen andererseits von der masslosen Verbitterung, die in bäuerlichen Kreisen über die Konservativen herrscht, welche das Volk durch ein Menschenalter am Narrenseil herumgezogen. Diese Erbitterung ist aber eigentlich ein schlimmes Symptom für die Christlichsozialen, denn wenn die Bauern einmal erkannt haben, dass die Neuklerikalen die gleichen Betrüger sind wie die Alten, werden die Betrogenen vielleicht noch zu drastischeren Mitteln greifen, um den Schwindel zu rächen, der mit dem Volke getrieben wurde . . . . In Auer wurde dem ehemaligen konservativen Ab-

\* Am Sterzinger Bauerntag (1904) definierte der nunmehrige christlichsoziale Abgeordnete Niedrist den Kampf, welchen seine Partei gegen die Regierung führen will, wie folgt: „Die Regierung muss man nicht mit Glacéhandschuhen, sondern mit glühenden Beisszangen bearbeiten. Steuern zahlen ist eine alte Musik. Bisher haben diejenigen, welche das Geld haben, nichts gezahlt, der andere, der nichts hat, hat alles gezahlt. — Fort mit den Steuern.“

Darauf sagte Schraffl: „Hätten wir nur ein paar Dutzend solcher Redner, dann würde der Wind aus einem anderen Loch pfeifen.“ (Stenogramm.)



geordneten Pfarrer Schrott nachgeschossen, ebenso im oberen Vintschgau dem früheren Abgeordneten Hauéis. In Serfaus wollten christlichsoziale Bauern denselben Hauéis und den Konservativen Professor Malfatti durch den Gemeindestier lynchen, welchen die Bauernbündler in die Stube trieben, wo die beiden eine Versammlung abhalten wollten. Daneben die verschiedene, an die Sabotage erinnernde Beschädigung des Besitzes und der Feldfrüchte konservativer Bauern, die Drohungen mit dem Abschlagen, der im vorigen Jahre auch die Schüsse auf den ehemaligen konservativen Landtagsabgeordneten Flecksberger folgten, und anderen Gewalttaten. Man begreift, dass die sonst nicht als gewalttätig veranlagten Tiroler Bauern zu solch drastischen und verwerflichen Kampfmitteln greifen, der Betrogene nimmt an dem Betrüger Rache. Wenn die Bauern einmal den christlichsozialen Schwindel durchschauen — und Anzeichen von einer Dämmerung leuchten im ganzen Lande auf — und wissen, dass Schraffl und die anderen christlichsozialen Apostel sie belogen haben, als sie predigten: der Staat solle die Steuern, welche er braucht, aus den Klöstern und bei den reichen Juden holen, wo die Geldstücke in den Kästen schimmeln; dass die Christlichsozialen das Geld ebenso vom Volke nehmen wie ehemals die Konservativen; dass sie den Reichen nicht das Brennsuppenessen lernen wollen, sondern den Bauern die Brennsuppe und den Reichen das Bratel lassen; dass die Entschuldung des Bauernstandes wie die Abschaffung der Steuern ein Humbug war; dass die Christlichsozialen die Militärlasten erhöhen und nicht abschaffen; dass die Politik der „Allesretter“ ebenso eine Politik des Hofes und der Regierung ist wie jene der Konservativen: dann kommt die Stunde, wo auch die christlichsozialen Demagogen erfahren werden, dass der Verführte Vergeltung übt. Der Tiroler Bauer ist heute noch von den wirtschaftlichen Versprechungen der Christlichsozialen begeistert, aber für die Partei nicht mehr, weil er an ihrem Willen, durchzuführen, was sie versprach, schon zu zweifeln beginnt. Er wird sich, wenn die Ernüchterung vollzogen, einer neuen Richtung anschließen oder aus sich heraus eine neue Richtung geben und die christlichsozialen Verführer genau so nachdrücklichst verabschieden wie seinerzeit die konservativen.

Diese Ernüchterung fürchten die Christlichsozialen, sie trachten jetzt mit allen Mitteln den Eindruck ihrer aufreizenden Agitation aus dem Herzen der Bauern zu reißen und die Partei auf das Gebiet zu lenken, wo sich früher die Konservativen betätigten: Die Christlichsozialen wandeln sich in Tirol mehr und mehr in eine rein klerikale Partei um. Der Bauernbund wurde in einen katholischen Bauernbund umgetauft, um eben die Aufhebung des bischöflichen Verbotes an die Geistlichen, in diesem Bunde mitzuwirken, zu erreichen. Denn als Regierungspartei, die alle drückenden Konsumsteuern bewilligt, die für jede noch so ungeheuerliche Steigerung der Militärlasten eintritt, die dem Grosskapital dient, kann im Bauernbund nicht mehr von Steuerabschaffen, Beseitigung der Militärlasten und ähnlichen schönen Dingen gesprochen werden und da ist der Geistliche unerlässlich, denn in ihm erblickt man noch die Autorität, welche dem Bauer wieder die Milch der frommen Denkgungsart einträufelt und ihm den Fatalismus gegen alle zeitliche Not predigt. „Zurück zum Klerikalismus!“ ist auch sonst die Parole der Christlichsozialen und der Streit mit den Konservativen wird heute nicht mehr geführt, indem die Christlichsozialen ihre wirtschaftlichen Forderungen der konservativen Untätigkeit oder ihren Volksverrat gegenüberstellen, sondern um ein bischöfliches Attest zu erlangen, dass eigentlich sie die bessere katholische Partei sind. Zu diesem Behufe hat sich, was wir nebenbei bemerken, der im Nordtiroler Städtewahlbezirk heuer durchgesauste christlichsoziale Professor Michael Mayr an den Vatikan um ein Urteil gewendet, ob die Konservativen wohl katholisch handelten, als sie ihm in Stichwahlnöten ihren Dienst versagten. Auch mit ihren politischen Forderungen beschreiten die Christlichsozialen den Weg Don Rodrigos: Zurück, zurück! Von dem gleichen, allgemein gleichen Landtagswahlrecht, das in so vielen Bauernversammlungen als eine Kardinalforderung hinausposaunt worden ist, hört man heute keine Silbe mehr, ja überhaupt von keiner Wahlreform. Die Ungeheuerlichkeit, dass das Wahlrecht in den Landgemeinden an die Wahlberechtigung im ersten und zweiten Wahlkörper der Gemeinde geknüpft und dazu noch ein indirektes ist, redet man nicht mehr, denn eine Wahlrechtserweiterung gäbe dem kleinen Bauer, dem Häusler politischen Einfluss, und Schraffl ist sich nicht mehr



sicher, ob diese Halbproletarier den Stimmzettel in einem ihm genehmen Sinne gebrauchen. Dafür aber hat man bei der Regulierung der Lehrergehalte die Landesschulgesetze in einer Weise verschlechtert, dass der verbissenste Klerikale nur helle Freude an den Landtagsherren haben kann. Das Gesetz erhebt die religiösen Uebungen nicht nur zu einem obligaten Unterrichtsgegenstand, sondern verpflichtet die Lehrer sogar zu Denunziantendiensten, jede Schulmessversäumnis muss vom Lehrer angezeigt werden . . . .

Man wird fragen, warum der Streit zwischen den Konservativen und den Christlichsozialen unter solchen Umständen noch fort dauert. Die Christlichsozialen wollen lange den Frieden und die Fusionierung beider Parteien, aber sie können nur in einen Frieden einwilligen, der wenigstens äusserlich den Anschein erweckt, dass die konservative Partei sich der christlichsozialen angeschlossen hat. Jeder andere Friedensschluss, etwa eine Fusionierung schlechthin, würde das bereits überall in reichem Masse vorhandene Misstrauen gegen die christlichsoziale Partei nur verschärfen. Denn jeder christlichsoziale Parteigänger kennt die Unnachgiebigkeit der Konservativen in allen prinzipiellen Fragen und weiss, dass eine Fusion nur möglich ist, wenn die christlichsoziale Partei offiziell sich die Grundsätze der Konservativen zu eigen macht. Kann dies Schraffl wagen? Kann er vor die Bauern treten und sagen, seine Partei sei heute das, was die konservative war, auf die er vor wenigen Jahren noch den ärgsten Spott und Hohn häufte, die er mit den stärksten Ausdrücken, wie Volksbelüger und Volksbeschwindler, schalt? Bei den Bauern haften noch die Reden. Und welche Antwort könnte Schraffl geben, wenn ihn einer der Verführten ganz naiv fragen würde, ob die Parteien wirklich ganz verschmolzen sind, ob die christlichsoziale Partei mit Schraffl und Schöpfer wirklich das geworden sei, was die Konservativen waren?

Die Konservativen kennen die schwierige Position der Christlichsozialen und zeigen sich erst recht unnachgiebig, um ihre Besieger und Ueberwinder zu demütigen. Mit einer geschickten Ausnützung aller Blößen der Christlichsozialen und einer gewandten Gegenüberstellung der Worte und Taten dieser Partei versetzen sie den Eroberern einen Hieb um den andern. Wobei wohl die Hoffnung, das Volk zu gewinnen und noch einmal obenauf zu kommen, die die Christlichsozialen grimmig hassenden altkonservativen Führer hegen, die stärkste Triebfeder im Kampfe ist. Ob sich die Hoffnungen der Konservativen erfüllen werden, bleibe an dieser Stelle unbesehen. Wir können nur wünschen, dass der Kampf noch lange fort dauere, denn wenn der konservative Redner von der christlichsozialen Partei sagt, dass sie eine ausgesprochene Volksbetrügerin ist, und der christlichsoziale Redner die konservative Partei als einen Humbug und als erklärte Volksverräterin hinstellt, so gibt es erfreulicherweise noch immer Leute, die beiden Rednern glauben und für sich die richtige Lehre aus dem Gesagten ziehen.

\*

Dass dieser Kampf der beiden klerikalen Riten die breiten Schichten der Bevölkerung, welche ebensowenig überzeugte Konservative wie Christlichsoziale, sondern in ihrer überwiegenden Mehrzahl Mitläufer sind, nicht rascher von beiden Parteien abstosst, kann der Fernstehende schwer begreifen. An einem Bruderstreit nimmt eine aus überzeugten Anhängern bestehende Partei dauernden Schaden, füglich müsste ein so wütender, mit aller Rücksichtslosigkeit geführter Kampf beide aus Mitläufern bestehende Parteien radikal vernichten. Nun haben die Christlichsozialen, wie die letzten Reichsratswahlen beweisen, wohl über 10.000 Stimmen verloren, aber, ausgenommen ein Städtemandat, alle Sitze behauptet. Diese merkwürdige Erscheinung ist ein Stück von dem Kulturbild des Landes. Der Bauer, namentlich aber der proletarische Kleinbauer, ist heute geistig und wirtschaftlich vom Klerus vollständig abhängig. Die jammervolle Tiroler Volksschule — die bis vor wenigen Jahren noch eine Konkordatsschule im schlimmsten Sinne des Wortes war — erzog die Leute schon so, dass sie nicht mit allzuviel kritischem Sinn beschwert ins Leben treten. Und die Ausnahmen, die Leute, die gar wohl wissen, dass jede klerikale Partei der Todfeind allen Fortschrittes ist, müssen schweigen, weil auf ihrem Anwesen Kirchengeld lastet, das der Herr Pfarrer



sofort aufkündet, wenn er nicht abwechselnd christlichsozial oder konservativ wählt, eben wie es dem Pfarrer vorzuschreiben beliebt. Strenger noch als nach dem herkömmlichen österlichen Beichtzettel wird heute in den Gemeinden unter den wirtschaftlich Abhängigen darnach geforscht, wie der Stimmzettel ausgefüllt ist. Und die wirtschaftlich Unabhängigen, die Grossbauern u. s. w., sind heute christlichsozial, weil diese Partei die Politik macht, aus der sie Nutzen ziehen, sie werden morgen deutschnational, wenn sie von dieser Partei eine noch grössere Steigerung der Lebensmittelpreise erhoffen können.

Damit das Blatt sich nicht einmal wende, sieht man in der Schule vor allem auf eine ordentliche Religionsnote und achtet streng auf den gewissenhaften Besuch der Schulmessen und sonstiger religiöser Uebungen. Der Vater, der längere Zeit sein Kind nicht zur Schule schickt und nur in die Kirche, bekommt höchstens einmal einen Verweis. Aber wer auf den regelmässigen Besuch der Schulmesse nicht achtet, dem winken drakonische Strafen und da bemüht sich die Geistlichkeit, ihm den Aufenthalt in der Gemeinde unmöglich zu machen. Die Leidensgeschichte des Arbeiters Prinz, der aus zwei Gemeinden hinausdrangsaliiert wurde, weil er über die Zweckmässigkeit der täglichen Schulmesse anderer Meinung war als die Ortsgeistlichkeit, ist noch ein gelinder der klerikalen Willkürakte. Anderen Eltern ist noch Schlimmeres widerfahren. Ihnen wurden die Kinder von der Behörde, die in Tirol einfach die Vollstreckerin des klerikalen Sitten-Kodex ist, genommen und in eine klerikale Anstalt gesteckt, weil die Eltern nicht die „nötigen Garantien für die religiöse und sittliche Erziehung boten“.

Ein Schrecken ist heute die klerikale Herrschaft, die im Terror der Geistlichkeit ihren sinnfälligen Ausdruck findet, für das Land. Viele sind es, die voll Ingrim die Faust — im Sack ballen, aber sie noch nicht zu erheben wagen, weil sie sich zu schwach fühlen. Alle wirtschaftlich und geistig Geknechteten zu belehren, dass Einigkeit und Organisation sie stark macht gegen alle Gegner, ist die Aufgabe der Sozialdemokratie und unsere Partei erfüllt diese Aufgabe nach besten Kräften und Können.

---

## J. Honheiser (Wigstadtl): Eine Aufgabe der Parteiorganisation?

Zwei Aufgaben sind es nach Genossen Seliger („Kampf“, Oktoberheft 1911), welche die Lokalorganisationen zu erfüllen haben: eine kontinuierliche Einwirkung der Organisation auf alle jene Elemente, die mit unserer Bewegung sympathisieren, um sie für die Organisation zu gewinnen, und die methodische Verbreitung der sozialistischen Prinzipien unter der grossen Masse unserer Anhänger.

Von der ersten Aufgabe, der Werbearbeit, möchte ich hier nicht sprechen, wohl aber scheint mir der Artikel Seligers in Bezug auf die zweite Frage einer Ergänzung und Klarstellung bedürftig.

„Ueber das Kapitel ‚Bildungsarbeit‘ ist seit dem Reichenberger Parteitag wiederholt gesprochen und geschrieben worden, es ist seither auch manches geschehen, um die Erfüllung dieser dringenden Aufgabe der Partei zu fördern. — Aber das muss wohl gesagt werden: Mit der Methode, wie wir sie bisher praktizierten, erreichen wir nur eine dünne Schicht der Genossen und Genossinnen, nicht aber die Masse . . .“

So Seliger.

Und ich stimme mit ihm darin vollständig überein, wenn er die bisherige Methode als ungenügend bezeichnet; nur scheinen mir seine Vorschläge zu einer Reorganisation des Bildungswesens nicht geeignet, es in gangbarere Bahnen zu leiten.

Vor allem sind unsere Lokalorganisationen (bei uns in Schlesien wenigstens) häufig nicht in der Lage, direkt die Bildungsarbeit in den Massen zu leisten. Was der angezogene Artikel über die Dezentralisation der Industrie und die Verstreuung unserer Genossen in entlegene Fabrikdörfer sagt, hat sicher seine Berechtigung; die Sache



steht aber bei uns so, dass wir manchen Anhänger unserer Partei nicht nur in den kleinen Industrieorten, sondern draussen in den Gebirgsdörfern haben, wo die Gründung einer selbständigen Organisation unmöglich ist, aber auch diejenige der nächsten Stadt infolge der Entfernung eine planmässige Arbeit unmittelbar zu leisten nicht imstande ist. Da ist es nun jene dünne Schicht der Genossen und Genossinnen, die von der bisherigen Bildungsarbeit allein berührt wurde, die in rastloser, aufreibender Kleinarbeit jenen entlegenen Gebirgsnestern und den dahin versprengten Arbeitssklaven die Prinzipien des Sozialismus mundgerecht macht. Einen Nutzen hatte die bisherige Bildungsarbeit also doch wohl auch für die Masse, dass sie das Material für jene Kleinarbeit schaffte, ohne die eine Partei wie die unsrige keinen Fortschritt machen konnte. Aber dass sie an Intensität und Planmässigkeit alles zu wünschen übrig liess, kann nicht geleugnet werden.

Wie stellt sich nun Genosse Seliger die Neuorganisation der Bildungsarbeit vor?

Die Lokalorganisationen haben heute nicht die Kräfte zur Verfügung, die für eine methodische, intensive Aufklärungs- und Erziehungsarbeit unerlässlich sind. Deshalb müsste diese Arbeit auf stärkere Schultern überwältzt, den Bezirksorganisationen übertragen werden, die dann im Einvernehmen mit den verschiedenen Organisationen der einzelnen Orte, den Gewerkschaften, Turn- und Gesangsvereinen, Vorträge und Zyklen zu veranstalten hätten. Vorbedingung hierfür wäre jedoch, dass in jedem Bezirk eine Person sässe, die, frei von anderer Berufsarbeit, sich ganz dieser Aufgabe widmen könnte.

Und an diesem letzten Satze scheitert wohl vorderhand der ganze Plan. Unsere Bezirksorganisationen — ich spreche besonders von Schlesien — heute mit einer derartigen Aufgabe, wie es die Erhaltung eines Sekretariats ist, zu belasten, geht über ihre Kräfte und hiesse sie über kurz oder lang zugrunde richten. Nicht um die geeignete Kraft, die diese Arbeit zu verrichten imstande wäre, ginge es so sehr, die grössere Schwierigkeit machte unstreitig deren Erhaltung.

Damit ist aber auch die ganze übrige Kombination hinfällig geworden. Ganz richtig: der Lokalvertrauensmann und die übrigen leider allzu überlasteten Funktionäre sind nicht in der Lage, die Bildungsarbeit erfolgversprechend in die Hand zu nehmen. Da handelt es sich um die Arbeit eines Ortes. Wie soll nun aber ohne ständigen Beamten die Bezirksleitung, welche gewiss oft nicht mehr und nicht bessere Kräfte besitzt als die einzelnen anderen Lokalorganisationen, die Bildungsarbeit des ganzen Bezirkes leisten?

Das sind Gedanken, die jedem in der Provinz an der Bildungsarbeit tätigen Genossen bei der Prüfung von Seligers Vorschlägen kommen müssen.

Aber gibt es keinen anderen Ausweg? Die Lokalorganisationen sind dieser Aufgabe gegenüber ohnmächtig; ebenso aber auch, wie wir gesehen, die Bezirksorganisationen. Und die Gewerkschaften, die Turn- und Gesangsvereine? Wir wissen, wie wenig Zeit den gewerkschaftlichen Organisationen zur Bildungsarbeit bleibt. Die materiellen Interessen des Grossteils ihrer Mitglieder, das Streben, sobald als möglich durch die Organisation eine unmittelbare in die Augen springende Verbesserung ihrer Lebenslage zu erreichen, treiben die Gewerkschaften immer wieder in neue Kämpfe, über denen die Bildungsarbeit leider vernachlässigt werden muss. Und die Turn- und Gesangsvereine? So sehr wir deren Tätigkeit in Bezug auf die Organisierung der Arbeiterjugend anerkennen, so müssen wir doch auch konstatieren, dass ihnen weder die Zeit noch auch die Kräfte zur Verfügung stehen, Bildungsarbeit in unserem Sinne zu leisten.

Da bleibt uns denn nur eines: Trennung der Bildungsarbeit von den Lokalorganisationen, selbständige Organisation derselben in lokalen Bildungsausschüssen und Bezirksstellen, denen als Anregerin und Kontrollorgan der Landesbildungsausschuss überzuordnen ist.

So wie in der Bezirksorganisation eine Person, möglichst frei von anderen Agenden, die Bildungsarbeit leiten sollte, müsste getrachtet werden, in jedem Orte einen Genossen ausfindig zu machen, der die Kenntnisse, den Fleiss und auch den guten Willen besässe, die ihm übertragene Aufgabe zur Zufriedenheit durchzuführen; das müsste ja heute leider noch neben der Erwerbsarbeit geschehen, hätte aber gegenüber Seligers Anregung den Vorteil, dass das Gebiet der Arbeit doch nur ein kleineres



wäre und über den eigenen Ort und die Nachbardörfer nicht hinausreichte. Als Kontroll- und Hilfsorgan wäre ihm ein Bildungsausschuss zur Seite zu stellen, der aus möglichst wenig anderweitig beschäftigten, doch aber befähigten jüngeren Mitgliedern aller sozialdemokratischen Organisationen des Ortes (politischer Wahlverein, Gewerkschaft, Frauenorganisation, Turn- und Gesangverein) zusammensetzen wäre. Alle diese Organisationen hätten natürlich auch die Verpflichtung, diesen Bildungsausschuss durch entsprechende Zuschüsse auch finanziell leistungsfähig zu machen.

Und welches wären nun die Vorteile dieser Körperschaft? Vorerst, dass ihr bedeutend höhere Geldmittel zur Verfügung stünden, als sie die Lokal- oder Bezirksorganisation für die Zwecke der Bildungsarbeit allein beizustellen vermag. Zweitens aber, dass sie die Arbeit im Orte mit viel geringerem Kräfte- und Kostenaufwand leisten könnte als die einzelnen Organisationen. Wir sehen heute oft die Vereinigungen eines Ortes sich verzweifelt abmühen, ihren Mitgliedern zur Aufklärung etwas zu bieten. Die Gewerkschaften veranstalten Vorträge, die politischen Organisationen u. s. f. Mit welchem Resultat? In jeder der Veranstaltungen ein kleines Häuflein, aber jeder Vortrag mit ungeteilten Kosten. Der Bildungsausschuss wäre in der Lage, alle die bildungshungrigen Glieder der einzelnen Vereine zu einer Veranstaltung zusammenzufassen, was durch das Wegfallen der anderen Vorträge einer bedeutenden Kostenersparnis gleichkäme. Doch das sind Dinge, über die nicht mehr geredet zu werden braucht.

An die Bildung lokaler Bildungsausschüsse schliesse sich dann die bezirksweise Zusammenlegung derselben, die Schaffung von Bezirksstellen. Den Nutzen einer derartigen Zentralisation hat ja bereits Genosse Seliger kurz angedeutet. Ich möchte nur ein paar Beispiele dafür anführen.

Nehmen wir einmal die Bücherausstellungen. Was heute ein derartiges Unternehmen für einen Ort riskant und teuer macht, das sind die Kosten des Zu- und Rücktransportes der Bücher. Wenn diese Ausstellung nun vom Bezirke in allen seinen Orten nacheinander wiederholt würde, was ja leicht möglich ist, so könnte durch die Aufteilung der Kosten die Sache sehr erleichtert werden. Auch in der Frage der Referentenbeschaffung wären die Bezirksstellen von grossem Vorteil. Der Redner, der im eigenen Orte öfter spricht, ist bald abgebraucht und „zieht“ nicht mehr. Zu einer Versammlung aber immer einen Referenten aus Wien oder sonst woher kommen zu lassen, ist nicht mehr möglich und so unterbleibt die Veranstaltung häufig ganz — weil man vergessen hat, dass es auch in den anderen Orten des Bezirkes Leute gibt, die befähigt und tüchtig genug sind, der grossen Masse etwas zu sagen, und durch den Reiz als Neulinge ein gefülltes Versammlungslokal schaffen könnten. Dieser — unter den heutigen Verhältnissen überaus nötige — Austausch der Kräfte könnte von den Bezirksstellen ohne Mühe besorgt werden.

Und nun zum Landesbildungsausschuss.

Institutionen dieser Art bestehen wohl schon in den meisten Kronländern, wenn auch über deren Tätigkeit noch nicht viel berichtet werden konnte. Ueberbürdung der mit diesem Amt betrauten Genossen mag wohl häufig die Ursache sein, dass nicht mehr geleistet wurde. Aber gerade deshalb kann man nur immer wieder eine Trennung der Agenden der Bildungsarbeit von den mit Werbe- und Organisationsarbeiten überlasteten Personen und damit auch deren faktische Trennung von der Parteiorganisation verlangen. Gewerkschaften, politische Vereine, Turn- und Sportvereine sind nichts als verschiedene Zweige der einen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung und haben als solche das gleiche Interesse an einer Durchdringung der Arbeitermassen mit den Theorien des Sozialismus. Warum sollten sie nicht auch zusammenwirken, um gemeinschaftlich eine Arbeit zu verrichten, die der Parteiorganisation über ihre Kräfte geht? Auch im Landesbildungsausschuss müsste dieses Prinzip des Zusammenarbeitens Platz greifen in der Form, dass die aus den Mitteln der einzelnen Organisationen erhaltenen lokalen und Bezirksausschüsse durch obligatorische Beiträge für die erforderlichen Geldmittel aufkämen und so erst ein klagloses Arbeiten dieser Körperschaft ermöglichen. Denn es muss anerkannt werden: ein grosser Teil der Schuld an der Leistungsunfähigkeit unserer Bildungsorganisationen liegt an ihrer finanziellen Schwäche.



Der Landesbildungsausschuss könnte dann seiner Aufgabe, eine dauernde Verbindung, ein Verständigungsmittel zwischen den lokalen Ausschüssen zu sein, nachkommen. Er hätte die Möglichkeit, immer aufs neue mit Anregungen an die einzelnen Orte heranzutreten, nachzuhelfen und zu fördern, wo das Werk ins Stocken zu geraten droht; er würde auf die Ausarbeitung von Lehr- und Arbeitsplänen — den örtlichen Verhältnissen angepasst — grösseres Gewicht legen können; lauter Selbstverständlichkeiten, die aber doch nur möglich sind, wenn der Landesbildungsausschuss nicht nur organisatorisch, sondern auch finanziell auf eigenen Füßen steht.

Man mag nun nicht damit kommen, dass der Auf- und Ausbau einer derartigen Bildungsorganisation da oder dort auf Schwierigkeiten stosse. Gerade die Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten sind es ja, die uns immer wieder von neuem dazu anspornen, an ihrer Ueberwindung zu arbeiten. Wir haben andere Probleme bewältigt, als dass wir uns an einer so untergeordneten Frage die Zähne ausbeissen sollten. Es fehlt der Wille zur Arbeit vielerorten! Aber er muss kommen und wird um so früher kommen, je eher sich die Einsicht Bahn bricht, dass nur eine geschulte, zielbewusste, denkende Armee von Kämpfern im grossen Treffen des Proletariats wider den Kapitalismus bestehen kann.

---

## Anton Weber (Krumau): Agitations- und Organisationsarbeit auf dem Lande

Die Agitations- und Organisationsarbeit auf dem Lande ist an sich bedeutend schwieriger als in den Städten und Industriezentren, wozu noch kommt, dass die Organisierbarkeit der ländlichen Arbeiter aus mannigfachen Ursachen eine viel geringere ist als die des Städte- und Industrieproletariats. Die Ursachen der schwierigen Agitations- und Organisationsarbeit sowie der schweren Organisierbarkeit müssen erkannt werden, weil es nur in voller Kenntniss dieser möglich ist, Methoden zu finden und anzuwenden, um diesen Schwierigkeiten erfolgreich begegnen zu können. Leider wurde dem Problem der Organisation der ländlichen Arbeiterschaft, sehr zum Schaden von Gewerkschaft und Partei, zum Nachteile aller unserer wirtschaftlichen und politischen Kämpfe, nicht immer und überall jene Beachtung geschenkt, die im Interesse unseres proletarischen Kampfes nötig wäre. Freilich hatten Partei und Gewerkschaft im letzten Jahrzehnt alle Hände voll zu tun, um einerseits die in den Städten und Industriezentren angesammelten Arbeitermassen aufzuklären und in die Organisation einzugliedern, anderseits aber die politischen und wirtschaftlichen Kämpfe zu führen; aber auf dem Lande hätte dennoch manches mehr geschehen können. Nun ist es aber an der Zeit, dass sich Partei und Gewerkschaft in erhöhtem Masse mit dem Problem der Organisation der in allen Berufszweigen auf dem Lande tätigen Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigen.

Zu dieser Erkenntnis werden wir nicht etwa nur durch den immer schärfer werdenden politischen Kampf, der mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechtes auch auf dem Lande die heftigsten Formen des Klassenkampfes angenommen hat, gezwungen, sondern auch durch den Umstand, dass die bürgerlichen Parteien aller Schattierungen seit den ersten Wahlen nach dem allgemeinen Wahlrecht fieberhaft organisatorisch tätig sind. Nationale, Klerikale und Agrarier haben in einer verhältnismässig kurzen Zeit das ganze ländliche Gebiet mit einem Netz von Organisationen überspannt und wo noch keine Vereine bestehen, sind alle ehrlich bemüht, solche zu gründen. Es wäre Torheit und völlige Verkennung der ernstesten Gefahr, diesen Gründungen nichts als ein gering-schätzendes Lächeln entgegenzubringen. Darüber haben uns die letzten Kämpfe, besonders die Reichsratswahlen, gründlich belehrt.

Die Bürgerlichen haben sich in der Organisation eine eigene Methode zurechtgelegt. Unter dem Deckmantel irgend eines wirtschaftlichen Zweckes bilden sie die mannigfachsten Vereine. Dabei legen sie nicht so sehr darauf Wert, dass alle Mitglieder die winzigen Beiträge leisten, sondern darauf, und das ist für sie die Hauptsache, dass



sich eben möglichst viele einzeichnen lassen, die Eingzeichneten ihre Veranstaltungen besuchen und die bürgerliche Presse lesen. In manchen, ja in den meisten Dörfern bestehen zehn und mehr bürgerliche Vereine nebeneinander, von welchen jeder scheinbar eine andere Aufgabe hat; dies aber nur scheinbar. In Wirklichkeit liegt in diesen Gründungen Methode und haben alle Vereine nur ein Ziel: Die Einfangung aller Ahnungslosen und die Präparierung der Arbeiterschädel mit bürgerlichem Ideenkram, nicht zuletzt, wenn wir das nicht an erster Stelle setzen sollen, Einflössung von leidenschaftlichem Hass gegen die Sozialdemokratie. Die Methode liegt eben darin, dass sie für jeden einen Verein haben: Für den Bauern und Häusler den Bauernbund, für den jungen Nachwuchs die Jugendbünde, Turn-, Gesang- und Geselligkeitsvereine, für alle den „Bund der Deutschen“, den Böhmerwaldbund, Schulvereinsortgruppen, Veteranenvereine, landwirtschaftliche Vereine und andere mehr. Für die auf dem Lande lebende Arbeiterschaft, die in vielen Beziehungen mit den Besitzenden im Dorfe eng verbunden ist, ist es nun schwer, diesem Labyrinth von Vereinen zu entinnen; wer sich einmal darin befindet, der bleibt ein Gefangener. Wer die ungeheure Verwüstung, die diese Vereine in geistiger und moralischer Beziehung unter der Arbeiterschaft anrichten, kennt, dem vergehen die geringschätzigen Gedanken über diese Vereine; der wird zur Einsicht gelangen, dass es hoch an der Zeit ist, eine Gegenwehr zu errichten und nach Mitteln zu forschen, die eine leichtere Organisierung und Festhaltung in der Organisation und systematische Verbreitung des sozialistischen Gedankens im Landvolk ermöglichen.

Dazu kommen noch andere Gründe. Die gewaltige Entwicklung der Industrie mit ihren Wechselwirkungen von Krise und Hochkonjunktur steigert den Bedarf an Arbeitskräften periodisch. Menschenmassen werden von der Industrie angezogen und bei Eintritt der Krise wieder abgestossen. Die Entwicklung der Industrie steigert Handel und Verkehr, hebt die Bautätigkeit in den Städten, und Hand in Hand mit dieser Entwicklung wächst auch die Saisonarbeit. Auf dem Lande ruft die Industrialisierung, die Anwendung der Maschine im landwirtschaftlichen Gross- und Mittelbetrieb, gleichfalls eine Umwälzung auf dem Arbeitsmarkt hervor. Die Anwendung der Maschine in der Landwirtschaft macht aus dem ehemals dauernd im Betrieb beschäftigten Arbeiter einen nur zeitweise beschäftigten Tagearbeiter und verdammt überdies einen nicht unerheblichen Teil der Arbeiterschaft zur vollständigen Arbeitslosigkeit. Nur eine kleine Schichte von Arbeitern findet heute noch dauernd Arbeit. Nun ist aber der landwirtschaftliche Gross- und Mittelbetrieb daran interessiert, wenigstens einen Teil der zeitweise arbeitslos gemachten Menschen auf dem Lande festzuhalten, was allerdings nur teilweise gelingt. Das Streben aller Agrarpolitiker und der grossen agrarischen Vereinigungen läuft aber darauf hinaus — und das nicht ohne Erfolg — eine neue Schichte von „Besitzenden“, die Häusler und Kleinbauern, zu schaffen, wozu die agrarkapitalistische Wirtschaftsform durch die Konzentration von Grund und Boden noch das ihre beiträgt. Diese „Besitzer“ sind aber nichts als Arbeiter. Ihr Besitz sind Produktionsmittel für den Eigenbedarf und dies zum weitaus grössten Teile nur für den teilweisen. Diese „Besitzenden“ gehören zu uns; sie werden genau so ausgebeutet wie der vollkommen proletarische Arbeiter.

Diese Schicht wächst beständig an und bildet das Reservoir, aus dem der landwirtschaftliche Gross- und Mittelbetrieb die Arbeitskräfte schöpft, die er nur zeitweise zu beschäftigen vermag, aus dem Industrie, Handel, Verkehr und Saisonarbeit einen ergänzenden Zuzug an Arbeitskräften erhalten. Der Nachwuchs dieser „Besitzer“ findet auf dem Lande überhaupt keine Beschäftigung oder nur eine ungenügende und wandert als Proletariat in die Städte und Industriezentren ab. Der Häusler und Kleinbauer findet aber auch im landwirtschaftlichen Gross- und Mittelbetrieb nur ungenügende Beschäftigung — dies trifft besonders in Gebieten, wo der Grossbesitz dominiert, zu — so dass er gezwungen ist, ein ergänzendes Einkommen anderweitig zu suchen. Entweder beschäftigt er sich mit Hausindustrie (Holzschuh, Küchen- und Hausgeräte, Feldwerkzeuge aus Holz, Schachteln, Holzdraht- und Spielwarenerzeugung), im Herumwandern mit Waren oder er sucht als Saisonarbeiter, als Bauhilfsarbeiter, als Arbeiter in Berg- und Hüttenwerken, als Arbeiter bei den Wasserstrassen, Eisenbahnen und dergleichen Beschäftigung. Die Häusler und die erwachsenen Söhne und Töchter der



Kleinbauern, die der Besitz nicht erhalten kann und die daher notgedrungen monatelang von ihrem Besitz abwesend sind — die Arbeit zu Hause besorgt die Frau mit den Kindern — kehren nach Beendigung der Bausaison, nach Einstellung des Schiffsverkehrs auf den Wasserstrassen, nach Eintritt der Krise u. s. w. in ihre Heimat zurück und verzehren mit den Ihren den Spargroschen.

Neben dieser Arbeiterschicht hat sich auf dem Lande noch eine andere gebildet. Aus dem Knecht und der Magd des bäuerlichen Betriebes wurde der „Inwohner“. Der Inwohner ist vom Betrieb bereits losgelöst. Er bekommt vom Bauern die Wohnung, einen Stall für eine Kuh oder Ziege, ein Stück Feld zum Anbau von Futter, Kartoffeln und Kraut. Dafür hat er die Verpflichtung, mit der Frau beim Bauern zu arbeiten, sobald dieser Arbeit benötigt. Auch diese Arbeiter sind nicht das ganze Jahr über im bäuerlichen Betrieb beschäftigt und müssen sich zur Ergänzung des Einkommens anderweitig Beschäftigung suchen.

Es liegt ausser allem Zweifel, dass sich der landwirtschaftliche Gross- und Mittelbetrieb und die Saisonindustrie, wenn Arbeitskräfte nötig sind, mit Vorliebe dieser beiden Schichten bedienen; vor allem deshalb, weil diese Arbeiter an die niederste Lebenshaltung und an eine beispiellose Bedürfnislosigkeit gewöhnt sind und ein williges Ausbeutungsobjekt abgeben. Aus diesen Schichten ergiesst sich der Strom der Arbeitslosen vom Lande in die Städte und Industriezentren; aus diesen Schichten rekrutieren sich die „Arbeitswilligen“ bei Lohnbewegungen und Aussperrungen. Wir in Südböhmen haben letzteren Fall bei der Bauarbeitersperrung in Deutschland erlebt. Diese Schichten steigern das Angebot an Arbeitskräften in den Städten und Industriezentren, beeinflussen also den gewerkschaftlichen Kampf zum Nachteile der organisierten Arbeiter und bilden überall die Garde der Indifferenten und „Zufriedenen“.

Diese Arbeitermassen während der Zeit ihres Aufenthaltes in den Städten und Industriezentren organisatorisch zu erfassen, ist für Partei und Gewerkschaft gleich schwer. Nur jene Arbeiter, welche alljährlich ständig auf denselben Arbeitsplatz zurückkehren, können dauernd organisiert werden; der grösste Teil bleibt unorganisiert. Leichter, wenn auch mit vielen Hindernissen, sind sie in ihren ständigen Wohnorten zu erreichen. Nun wirft sich allerdings die Frage auf, welche Methode in der Agitation und Organisation auf dem Lande angewendet werden muss und für welche Organisation diese Arbeiterschicht in Betracht kommt.

In den Städten und Industrieorten wirkt das Beisammenarbeiten, das Beisammenwohnen in grossen Häusern und ganzen Ortsteilen, der persönliche ununterbrochene Verkehr mit Gleichen in der Fabrik, im Gasthause und auf der Gasse, ferner der scharf ausgeprägte Klassengegensatz mit dem schlemmerhaften Leben auf der einen und der furchtbaren Not auf der anderen Seite günstig auf die Organisierbarkeit. Auf dem Lande ist das anders. Hier wohnen die Arbeiter einschichtig, die Arbeit ist meist eine Einzelarbeit, der persönliche Verkehr wickelt sich oft nur in dem einzigen Dorfwirtschaftshaus ab. Da sitzt der Bauer neben dem Inwohner und Häusler, zwischen ihnen der Pfarrer, Lehrer und Verwalter. Sie treffen sich höchstens an Sonn- und Feiertagen auf dem Kirchenplatz. Alles kleidet sich fast gleich, sucht dieselben Unterhaltungen auf und die ganzen Lebensgewohnheiten gleichen einander wie ein Ei dem anderen. Dadurch wird der Gegensatz zwischen Ausbeutenden, Besitzern und Arbeitern verwischt und nirgends fasst die Interessenausgleichsduselei leichter Fuss als auf dem Lande, was zur schwereren Organisierbarkeit wesentlich beiträgt.

Wer sich mit dem Problem der Agitation und Organisation auf dem Lande noch nicht oder nur oberflächlich beschäftigt, wird mir einwerfen, dass der Erfolg der Agitation zu den ungeheuren Schwierigkeiten und Opfern in gar keinem Verhältniss stehe. Das ist nach mancher Richtung hin gewiss richtig, aber ebenso richtig ist, dass eine methodische und planmässige Agitation auf dem Lande auch dauernde organisatorische Erfolge zeitigt. Gewiss sind in organisatorischer Beziehung die Erfolge klein zu nennen; daran ist aber die schwere Organisierbarkeit nicht allein schuld, sondern im wesentlichen der Mangel an entsprechenden Agitationsmitteln und an einer für diese Arbeiterschicht passenden, ihre wirtschaftliche Lage und ihre Bedürfnisse berücksichtigenden Organisation. Wir haben bis heute noch keine Organisationsform, die diesen Arbeitern



greifbare Vorteile bietet, in der sie dauernd — und das ist ja das wichtigste — festgehalten werden könnten. Die politische Organisation, die dem einzelnen keinerlei direkte Vorteile zu bieten vermag, versagt gerade bei der Arbeiterschaft auf dem Lande, die von allen grossen und kleinen politischen Ereignissen abgeschlossen ist. Und so ist es wohl begreiflich, dass die Zahl der politisch Organisierten auf dem Lande nur langsam steigt und Organisationen oft nach kurzem Bestande wieder zusammenbrechen. Es lässt sich aber dennoch mit den bestehenden Organisationen ein organisatorischer Erfolg erreichen, wenn wir uns in Ermanglung aller günstigen Voraussetzungen bei der Organisierung der richtigen Methoden bedienen.

Versammlungen sind gewiss ein ausgezeichnetes Agitationsmittel, vor allem weil sich der Redner dem Bildungsgrad der Zuhörer anpasst und weil sie eine Massenwirkung auslösen. Dieses Agitationsmittel ist aber auf dem Lande, mit den mehr als elenden Kommunikationsmitteln, zu kostspielig und erfordert zahlreiche rednerische Kräfte, wozu noch kommt, dass in vielen Orten Versammlungen überhaupt nicht möglich sind, weil uns kein Lokal zur Verfügung steht. Ferner ist der Zeitraum von einer zur anderen Versammlung so gross, dass die Teilnehmer den Zusammenhang verlieren. Auf dem Lande steht uns als wirksamstes Agitationsmittel daher nur die Presse zur Verfügung. Leider fehlt es uns in Oesterreich an einer nur für diese Arbeiter bestimmten, ihren Bildungsgrad und ihre ökonomische Lage berücksichtigenden Zeitung. Unsere vorhandene Presse kann nach dieser Richtung hin ihre Aufgabe nicht voll erfüllen, weil sie sich mehr an das städtische und industrielle Proletariat wenden muss. Nun ist aber auch mit dem Vorhandenen vieles zu erreichen, wenn, wie oben gesagt, die richtige Methode angewendet wird. Es muss versucht werden, die Leser des Parteiblattes im Orte zu einer, wenn auch recht losen, Verbindung zu vereinigen. Wir in Südböhmen haben in organisatorischer und agitatorischer Beziehung mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen. Diese Schwierigkeiten führen uns aber auf Wege, die gangbar und erfolgreich sind. Unsere letzte Kreiskonferenz beschäftigte sich mit der Schaffung solcher loser Verbindungen und hat nach reiflicher Erwägung folgenden Antrag zum Beschluss erhoben:

„Überall dort, wo noch keine Lokalorganisation besteht, wir aber das Parteiblatt absetzen, ist eine Blattabnehmervereinigung zu schaffen. Diese wählt aus ihrer Mitte einen Vertrauensmann und die Kolporteure, hält jeden Monat eine § 2-Versammlung der Blattabnehmer ab, in welcher über die Verbreitung des Blattes zu berichten ist und für die nächste Zeit die Agitation bestimmt wird. Jeder solchen Vereinigung obliegt es, die Gründung einer Lokalorganisation anzustreben . . .“

Eine solche Vereinigung hat nun im wesentlichen die Aufgabe einer Lokalorganisation zu erfüllen und besteht eigentlich gar kein anderer Unterschied als der der Beitragseinhebung, die natürlich bei dieser Vereinigung entfällt. Eine solche Vereinigung ist zweifellos leichter zu schaffen als eine Organisation, da sie die Mitglieder nichts kostet. Für uns ist sie ein methodisches Mittel, um zur festen Organisation zu kommen. Durch das Lesen hebt sich die Bildung und Einsicht, die Leser werden in die Kämpfe eingeführt, und die Zusammenkünfte, bei welchen auch Vorträge gehalten werden, stärken das Zusammengehörigkeitsgefühl, was schliesslich zur Erkenntnis führt, dass eine festere Organisation, das ist der politische Verein oder die Gewerkschaft, angestrebt werden muss. Durch diese Methode werden auch die Kräfte, die zur Leitung einer guten Organisation nötig sind, ausgelöst und geschult und endlich eine dauernde Verbindung der Leser mit dem Vertrauensmann und dem Bezirk hergestellt. Die Verbreitung der Broschürenliteratur und der Flugschriften über alle wichtigen politischen Ereignisse, und darauf ist auf dem Lande das Hauptaugenmerk zu legen, ist leichter, geschieht umfassender und sicherer.

Aber auch dann, wenn eine Organisation besteht, gilt es, manche Schwierigkeit wegzuräumen. Vor allem mangelt es auf dem Lande an Bildungsarbeit und Bildungsmöglichkeiten. Beides ist aber die Voraussetzung für eine gute Organisation und auf dem Lande doppelt notwendig. Vorträge können nur selten gehalten werden; im Ort und meist auch im Bezirk wohnt kein Genosse, der diese Aufgabe übernehmen könnte. Bibliotheken, selbst im bescheidensten Ausmasse, können für einzelne Organisationen nicht angekauft werden. Das Bedürfnis zum Lesen ist auf dem Lande besonders im



Winter vorhanden. Wo dies nicht der Fall ist, muss es geweckt werden, was durch schöne Literatur möglich ist. Auch diesem schwerwiegenden Mangel kann erfolgreich begegnet werden, soweit er sich überhaupt begegnen lässt. Es steht gewiss ausser allem Zweifel, dass ein gut gehaltener Vortrag wirksamer ist als das Lesen eines Buches und dass ein solcher Vortrag das Bedürfnis zum Nachlesen weckt. In Ermanglung der Vorträge können wir aber nur durch vorsichtig ausgewählte Literatur die Bildung und das Wissen fördern. Auch mit diesem Problem hat sich die Kreisleitung beschäftigt; so schritten wir nach reiflicher Erwägung aller Umstände an die Errichtung von Wanderbibliotheken. Jede Bezirksorganisation erhält je nach der Zahl der Lokalorganisationen Bibliotheken, in Koffern eingereiht. Diese Koffer werden von Zeit zu Zeit, etwa alle drei Monate, gewechselt. Allerdings muss man bei Auswahl der Literatur sehr vorsichtig sein und den Bildungsgrad der in Betracht kommenden Leser berücksichtigen. Bei der Zusammensetzung der Bibliotheken muss der ganze pädagogische Scharfsinn angewendet werden. Dies ist die einzige Bildungsmethode, die auf dem Lande möglich ist und der nirgends unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstehen. Mit ihr bieten wir den Mitgliedern wenigstens einen kleinen Vorteil und Ersatz für den Entgang der fesselnden Vorträge.

Schwer und schier unüberwindlich sind aber die Schwierigkeiten, die der gewerkschaftlichen Organisierung des Landvolkes entgegenstehen. Wir haben, wie bemerkt, heute noch keine Organisation, die passend wäre und die Werbekraft unserer Gewerkschaften besitzt. Eine Gewerkschaft im modernen Sinne ist auf dem Lande unmöglich; die politische Organisation bietet keinen direkten Vorteil und appelliert vor allem an den Verstand, und so bleiben auf dem Lande Zehntausende Menschen, die zur Sozialdemokratie gehören, unorganisiert, oder sie fallen der bürgerlichen Phrase zum Opfer. Hier einzugreifen, ist Aufgabe der Partei und der Gewerkschaften. Die vorhandene Häusler- und Kleinbauernorganisation muss ausgebaut werden; wir müssen ein Blatt haben, das billig ist, mit welchem das Samenkorn des Sozialismus auf dem Lande ausgestreut wird und das, populär geschrieben, Werbekraft genug besitzt, in jede Hütte einzudringen. Nicht ohne die ländliche Arbeiterschaft, sondern mit ihr müssen wir im proletarischen Befreiungskampf marschieren. Dieses Problem harret der dringenden Lösung, die hoffentlich von den kompetenten Instanzen bald angestrebt wird.

Haben wir die Gefahr des organisationslosen Zustandes erkannt, nützen wir die Erfahrungen, die wir in der jahrelangen Agitation gesammelt, aus, und benützen wir die richtige Methode, dann braucht uns um die Erfolge nicht bange sein. Dann werden wir auch auf dem Lande dem Ansturm der Feinde des Sozialismus standhalten und den Strom des Indifferentismus, der sich vom Lande in die Städte und Industriezentren wälzt, zu Bächlein vermindern. Der Sozialismus und unser Programm besitzen auch auf dem Lande die durchschlagende Kraft, der kein unüberwindliches Hinderniss in den Weg gestellt werden kann.

---

## N. Trotzky: **Terrorismus**

Unsere Klassenfeinde pflegen sich über unseren Terrorismus zu beklagen. Was sie darunter verstehen, ist ziemlich unklar. Sie möchten alle Handlungen des Proletariats, die gegen ihre Interessen gerichtet sind, als Terrorismus abstempeln. Der Streik ist ihnen die Hauptmethode dieses Terrorismus. Die Drohung mit dem Streik, die Streikposten, der wirtschaftliche Boykott eines Scharfmachers, der moralische Boykott eines Verräters aus den eigenen Reihen, dies alles und noch manches mehr nennen sie Terrorismus. Wenn man auf diese Weise unter Terrorismus alles Tun und Unterlassen versteht, das den Feind mehr oder weniger in Schrecken versetzt, dann ist freilich der gesamte Klassenkampf nichts anderes als Terrorismus. Es fragt sich nur, ob die Politiker des Bürgertums das Recht haben, über diesen Terrorismus ihre ganze moralische Entrüstung auszugießen, da doch ihr ganzer Staatsapparat, mit seinen Gesetzen, seiner Polizei und Armee, nichts anderes als der Apparat des kapitalistischen Terrorismus ist.



Wenn man uns Terrorismus vorwirft, so bemüht man sich dabei im Grunde — obwohl nicht immer bewusst — diesem Worte eine engere und unmittelbarere Bedeutung zu verleihen. Die Zertrümmerung der Maschinen durch die Arbeiter ist zum Beispiel Terrorismus in diesem eigentlichen Sinne des Wortes. Die Ermordung des Unternehmers, die Drohung mit Inbrandsetzung der Fabrik oder mit dem Tod ihres Besitzers, das Attentat auf den Minister mit der Pistole in der Hand — dies alles sind terroristische Handlungen im wirklichen Sinne des Wortes. Wer von dem Wesen der internationalen Sozialdemokratie einen Begriff hat, muss wissen, dass sie diesen Terrorismus immer auf unversöhnlichste Weise zurückgewiesen und bekämpft hat.

Warum?

Mit der Streikdrohung zu „terrorisieren“ und den Streik wirklich durchzuführen sind nur die erwerbstätigen Arbeiter imstande. Die gesellschaftliche Bedeutung des Streiks steht in direkter Abhängigkeit, erstens von dem Umfang des Unternehmens oder des Industriezweiges, in dem er sich vollzieht, zweitens von der Organisation, Disziplin und Kampffähigkeit der beteiligten Arbeiter. Dies bezieht sich ebenso auf den ökonomischen wie auf den politischen Streik. Er ist und bleibt immer die Kampfmethod, die unmittelbar der produktiven Rolle des Proletariats in der modernen Gesellschaft entwächst.

Für ihre Entfaltung braucht die kapitalistische Ordnung einen parlamentarischen Ueberbau. Weil sie aber das moderne Proletariat nicht in ein politisches Ghetto zurückdrängen kann, muss sie auch ihm früher oder später die Betätigung im Parlamentarismus gewähren. An den Wahlen beteiligt sich und entscheidet die Masse selbst. Hier finden ihren Ausdruck die Masse und die Entwicklungshöhe des Proletariats, jene Eigenschaften, die durch seine soziale Rolle bestimmt sind und diese charakterisieren.

Im Streik wie bei den Wahlen stehen die Kampfmethod, das Kampfobjekt und das Kampfresultat immer im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen produktiven Betätigung des Proletariats als Klasse.

Einen Streik durchführen können nur die Arbeiter. Die Maschinen zertrümmern, in der Fabrik Feuer anlegen oder deren Besitzer töten, können auch die Handwerker, die von der Fabrik zugrunde gerichtet werden, die Bauern, denen sie den Fluss vergiften, die Lumpenproletarier — um zu rauben und zu plündern.

Nur die bewusste und organisierte Arbeiterklasse kann in die Mauern des Parlaments eine starke Vertretung entsenden, die Wache hält für die proletarischen Interessen. Um aber einen Staatsbeamten zu töten, braucht man keine proletarische Organisation und keine bewusste Masse hinter sich zu haben. Die Rezepte der Sprengstoffe sind aller Welt bekannt und die Brownings sind überall zu haben.

Im ersten Falle — der soziale Kampf, dessen Methoden und Mittel aus der Natur der herrschenden Gesellschaftsordnung zwingend entstehen und in ihrer weiteren Entwicklung sich gegen die Grundlagen dieser Ordnung richten; im zweiten Falle — die rein mechanische Einwirkung, immer dieselbe: in China wie in Frankreich, sehr scharf ihrer äusseren Form nach (Mord, Explosion etc.), aber vollkommen unschädlich für das soziale System.

Der Streik zieht soziale Konsequenzen nach sich: die Stärkung des Selbstvertrauens unter den Arbeitern, das Wachstum der Gewerkschaft, nicht selten auch die Vervollkommnung der Produktionstechnik. Der Mord des Fabrikbesitzers zieht nur polizeiliche Konsequenzen nach sich und den vollkommen gleichgültigen Wechsel der Personen.

Ob ein terroristisches Attentat, selbst ein „gelungenes“, eine Verwirrung in die herrschenden Kreise hineinträgt oder nicht, hängt von den politischen Umständen ab. Jedenfalls kann diese Verwirrung nur vorübergehend sein; der kapitalistische Staat stützt sich nicht auf die Minister und wird mit ihnen nicht zur Strecke gebracht. Die Klassen, denen er dient, finden immer neue Exponenten für sich — die Maschinerie bleibt und wirkt weiter.

Viel tiefer ist aber die Verwirrung, die ein terroristisches Attentat in die Reihen der Arbeitermassen selbst hineinbringt. Genügt es einem, sich mit der Pistole zu rüsten,



um Forderungen durchzusetzen, wozu die Mühen des Klassenkampfes? Wenn ein Fingerhut Pulver und ein kleines Stück Blei genügen, um die Feinde ins Bockshorn zu jagen, wozu dann die Klassenorganisation? Wenn ein Zweck darin läge, die Exzellenzen durch eine starke Detonation zu erschrecken, wozu die Partei? Wozu die Wahlvereine, die Massenagitation, die Wahlen, wenn man von der Galerie des Parlaments aus die Ministerbank so bequem aufs Korn nehmen kann?

Der Terrorismus ist in unseren Augen eben darum unzulässig und direkt verbrecherisch, weil er die Masse in ihrem eigenen Bewusstsein erniedrigt, weil er sie mit ihrer Kraftlosigkeit versöhnt und ihre Blicke und ihre Hoffnungen auf den grossen Rächer und Befreier lenkt, der eines Tages kommen wird, um seine Tat zu vollbringen.

Die Propheten der Propaganda der Tat mögen so viel sie wollen über die ermutigende und anspornende Wirkung der Attentate auf die Massen rasonieren. Die theoretische Erwägung wie die politische Erfahrung beweisen uns das Gegenteil. Je „effektvoller“ die terroristischen Handlungen sind, je grösseren Eindruck sie erzeugen, je mehr sie auf sich die Aufmerksamkeit der Massen konzentrieren, desto mehr erniedrigen sie ihr Interesse an der Selbstorganisation und Selbsterziehung.

Der Rauch der Explosion zerstreut sich aber, die Panik verschwindet, den getöteten Ministern erstehen ihre Nachfolger, das Leben kommt wieder auf das alte Geleise, das Schwungrad der kapitalistischen Ausbeutung dreht sich wie vorher, nur die polizeiliche Repression wird heftiger und unverschämter; und das Resultat: an Stelle der entfachten Hoffnungen und der künstlich erzeugten Erregung tritt die Enttäuschung und die Apathie ein.

Die Bemühungen der Reaktion, die Streiks und überhaupt die offene Arbeiterbewegung unmöglich zu machen, wurden und werden immer und überall durch Misserfolge gekrönt. Die kapitalistische Gesellschaft braucht ein aktives, bewegliches und intelligentes Proletariat und sie kann ihm darum nicht auf die Dauer Arme und Beine binden. Andererseits hat aber die anarchistische Propaganda der Tat immer zur Evidenz gebracht, dass an den Mitteln und Quellen der physischen Zerstörung und der mechanischen Repression der Staat immer viel reicher ist als die terroristischen Gruppen.

Wenn dem so ist, wie steht es dann mit der Revolution? Sie wird damit in keinem Falle verneint oder gar als unmöglich erklärt. Denn die Revolution ist keine blosse Gemeinschaft von mechanischen Mitteln. Die Revolution kann nur aus der weiteren Verschärfung des Klassenkampfes entstehen und nur in den sozialen Funktionen des Proletariats die Bürgschaften ihres Sieges finden. Der politische Massenstreik, der Aufstand, die Eroberung der Staatsmacht, dies alles wird durch den Grad der Produktionsentwicklung, durch die soziale Bedeutung des Proletariats und endlich durch die soziale Zusammensetzung der Armee bestimmt, — die Armee ist der Faktor, der in den Revolutionen über das Schicksal der Staatsmacht entscheidet.

Die Sozialdemokratie ist realistisch genug, um sich nicht zu bemühen, der aus den geschichtlichen Verhältnissen entstehenden Revolution zu entweichen, — sie geht ihr mit offenen Augen entgegen. Aber — im Gegensatz zu den Anarchisten und im direkten Kampfe mit ihnen — weist sie entschieden alle Mittel und Methoden zurück, die bezwecken, die gesellschaftliche Entwicklung künstlich zu übereilen und die mangelnde revolutionäre Kraft des Proletariats durch chemische Präparate zu ersetzen.

\* \* \*

Bevor er zu einer politischen Kampfmethodik erhoben wird, tritt der Terrorismus in Form von vereinzelt Racheakten vor. So war es in Russland, im klassischen Lande des Terrorismus. Das Verprügeln eines politischen Gefangenen — das niederträchtigste, was es geben kann — hat Wjera Sassulitsch bewogen, die allgemeine Empörung an dem General Trepow zu rächen. Das Beispiel fand Nachahmung in den Kreisen der Intelligenz, die keine Massen hinter sich hatte. Was eine Tat des nicht überlegen wollenden Rachegefühles war, das hat man in den Jahren 1879 bis 1881 zu einem System entwickelt. Die anarchistischen Attentate in Westeuropa flammen immer nach



irgend welchen grausamen Ausrottungsversuchen, nach Niedermetzeln von Streikenden und Hinrichtungen auf. Das aufgeregte Rachegefühl ist die wichtigste psychologische Quelle des Terrorismus.

Wir brauchen nicht viel darüber zu reden, dass die Sozialdemokratie nichts Gemeinsames mit jenen besoldeten Moralisten hat, die gegen jedes Racheattentat mit dem „absoluten Wert“ des menschlichen Lebens paradieren. Das sind die gleichen, die bei einer anderen Gelegenheit im Namen anderer absoluter Werte, wie Ehre der Nation oder Prestige der Monarchie, Millionen von Menschen in die Hölle des Krieges zu werfen bereit sind. Heute erheben sie zu ihrem nationalen Helden den Minister, der auf unbewaffnete Arbeiter schießen lässt — im Namen des Allerheiligsten, des Privateigentums; und morgen, wenn eine Hand im Krampfe der Verzweiflung sich zu einer Faust ballt oder nach einer Waffe greift, sind sie so unverschämt, von der Verwerflichkeit jeder Gewalt zu deklamieren, als ob sie vom Geist Christi durch und durch durchtränkt wären.

Was auch die Eunuchen und die Pharisäer der Moral sagen mögen, das Rachegefühl hat seine legitimen Rechte. Es gereicht zur höchsten sittlichen Ehre der Arbeiterklasse, dass sie nicht mit blasierter Gleichgültigkeit zuzusehen imstande ist, wie es auf dieser besten aller Welten vor sich geht. Das unbefriedigte Rachegefühl des Proletariats nicht zu löschen, sondern umgekehrt es immer und immer von neuem aufzustacheln, ihm neue Nahrung zu geben, es zu vertiefen und auf die wirklichen Ursachen aller Ungerechtigkeit und menschlichen Niederträchtigkeit zu richten, das ist die Aufgabe der Sozialdemokratie.

Wenn wir uns jedoch gegen die terroristischen Akte auflehnen, so nicht weil wir das Recht der Rache aberkennen wollen, sondern umgekehrt, weil diese individuelle Rache uns nicht genügt. Zu gross ist die Rechnung, die wir mit der kapitalistischen Weltordnung zu bereinigen haben, um diese Rechnung einem ordinären Beamten, der Minister heisst, zu präsentieren. Alles Verbrechen an dem Menschen und alle Schmach des menschlichen Leibes und des menschlichen Geistes als Auswüchse eines sozialen Systems auffassen zu lernen, um die gesamte Kraft zur kollektiven Bekämpfung dieses Systems einzusetzen, das ist der Weg, auf dem auch das flammende Rachebedürfnis seine höchste sittliche Befriedigung finden kann.

---

## Max Adler: Dialektik oder Metaphysik

Georg Plechanows Schrift über die „Grundprobleme des Marxismus“ hat uns in einem früheren Aufsatz den Anlass gegeben, das Verhältnis des Marxismus zu Weltanschauungsfragen überhaupt und speziell zum Materialismus zu erörtern\*. Wir gelangten zu dem Resultat, dass für den Marxismus als ein System der Sozialwissenschaft jeder sachliche Zusammenhang mit irgendeiner Weltanschauung abzulehnen sei, wie sehr auch persönliche Bestimmungsgründe bei diesem oder jenem Forscher mehr für die eine als für die andere Philosophie sprechen mögen. Damit war zugleich jeder systematische Zusammenhang des Marxismus mit dem Materialismus aufgehoben, selbst abgesehen von der Frage nach dem Geltungswert der materialistischen Weltanschauung. Bei dieser Auseinandersetzung war jedoch ein wesentliches Moment des Marxismus noch ausser acht geblieben: seine Dialektik. Von ihr behauptet Plechanow Seite 38 seiner vorerwähnten Schrift: „Zugrunde unserer Dialektik liegt die materialistische Auffassung der Natur. Sie stützt sich auf sie und würde fallen, wenn diese fällt.“ Damit wären wir vor ein übles Dilemma gestellt. Denn mit Plechanow bin auch ich der Meinung, die ich schon einmal in diesen Blättern ausführlicher zu begründen versucht habe\*\*, dass die Dialektik kein nebensächliches, nur aus dem historischen Entwicklungsgang von Marx und Engels herrührendes Beiwerk ihrer Lehre ist, sondern vielmehr zu den wesentlichen Grund-

\* „Marxismus und Materialismus“ im III. Jahrgang, Heft 12, des „Kampf“.

\*\* „Marx und die Dialektik“, I. Jahrgang, Seite 256 ff.



elementen derselben gehört. Wenn daher der Plechanowsche Satz richtig ist, dass die Dialektik im Marxismus mit ihrer materialistischen Grundlage steht und fällt, dann wäre also hier doch der Punkt aufgezeigt, in welchem der Marxismus unausweichlich mit Weltanschauungsfragen zusammenstiesse und sogar an eine ganz bestimmte von ihnen gebunden wäre: eben an die materialistische.

Allein dies scheinbar für uns so vernichtende Dilemma besteht in Wirklichkeit gar nicht, wenn man nur genauer zusieht, welche Bedeutung der Dialektik überhaupt im Marxismus zukommt. Es ist hiebei wohl zu beachten, was zumeist übersehen wird, dass mit dem Worte „Dialektik“ zwei ganz verschiedene Begriffe bezeichnet werden, deren Vermischung der eigentliche Grund für die Unklarheit ist, in welcher sich zumeist die Diskussion über die Dialektik bewegt. Einmal bedeutet nämlich Dialektik bloss eine Art des Denkens, nämlich die Beziehung aller festumgrenzten Denkinhalte auf dasjenige, wovon es durch diese Begrenzung unterschieden wird, auf seinen „Widerspruch“. Das Denken wird angehalten, darauf zu achten, jeden seiner scheinbar selbständigen und isolierten Inhalte im Zusammenhang damit zu denken, was aus diesem Inhalt ausgeschlossen wurde und ihm dadurch erst seine Bestimmung gab. Auf diese Weise wird die Starrheit der rein logischen Begriffe überwunden und eine durchgängige Verbindung der Denkinhalte bewirkt, die das Denken instand setzt, sich selbst als einen beständigen Fluss aller seiner Momente zu begreifen und dieser Bewegung des Denkens zu folgen. Die Dialektik in diesem Sinne ist also eine Methode\*.

Weiters bezeichnet das Wort Dialektik aber auch eine Art des Seins, nämlich die im Weltganzen als schöpferische Potenz waltende Gegensätzlichkeit der einzelnen realen Bestimmtheiten derselben, den Widerstreit der Dinge als den Vater alles Geschehens. Insofern also mit der Dialektik eine Wesensbeschaffenheit des Seins selbst gemeint ist, ist Dialektik eine Metaphysik\*\*.

Für Hegel war kein Grund vorhanden, diese beiden Bedeutungen des Wortes Dialektik zu scheiden, da bei ihm ja Denken und Sein zusammenfiel und die Dialektik als Methode für ihn zugleich der Weg war, der in die Entwicklung des Seins selbst hineinführte. Denn das Sein war ja nur eine Phänomenologie des Bewusstseins.

Es ist nun für das Missverständnis der Dialektik entscheidend geworden, dass auch für Marx und Engels kein Grund vorlag, diese Scheidung zu machen, da sie ja von ihrem positivistischen Realismus aus zu einem erkenntnistheoretisch ähnlichen, nur sachlich umgekehrten Identitätsstandpunkt gelangten wie Hegel. „Wir fassten“, sagt Friedrich Engels, „die Begriffe unseres Kopfes wieder materialistisch als die Abbilder der wirklichen Dinge, statt die wirklichen Dinge als Abbilder dieser oder jener Stufe des absoluten Begriffs. Damit reduzierte sich die Dialektik auf die Wissenschaft von den allgemeinen Gesetzen der Bewegung sowohl der äusseren Welt wie des menschlichen Denkens, — zwei Reihen von Gesetzen, die der Sache nach identisch, dem Ausdruck nach aber insofern verschieden sind, als der menschliche Kopf sie mit Bewusstsein anwenden kann, während sie in der Natur und bis jetzt auch grossenteils in der Menschengeschichte sich in unbewusster Weise .... durchsetzen.“\*\*\* Die Welt erschien von diesem Standpunkt als ein durchaus einheitlicher Seinszusammenhang, in welchem das Denken nur ein Stück desselben darstellte, also völlig bestimmt durch dieses Sein und dessen Gesetzlichkeit, bloss geeignet, dieselbe zu erkennen und anzuwenden. So versteht man, wieso Engels sagen konnte, dass man durch das Bewusstsein

\* Vergleiche hierzu und zum folgenden meinen Artikel „Marx und die Dialektik“, „Kampf“, I. Jahrgang, Seite 258 bis 261.

\*\* Ganz zu unterscheiden hiervon ist aber diejenige Bedeutung, in welcher zwar auch eine Gegensätzlichkeit des Seins gemeint ist, aber nicht mehr der Weltbeschaffenheit, sondern der empirisch zu konstatierenden Eigenschaften eines bestimmten Erscheinungskomplexes. Die Gegensätzlichkeit, die zum Beispiel das soziale Leben beherrscht und hauptsächlich gemeint ist, wenn von einer realen Dialektik im Marxismus die Rede ist, hat nichts mehr mit der Frage nach der Natur des Seins zu tun, sondern konstatiert einfach eine vorhandene Gegensätzlichkeit zwischen dem Selbstinteresse des Individuums und den sozialen Formen, in die dasselbe gebannt ist. Die Dialektik in diesem Sinne ist dann ein Stück positiver Wissenschaft. Sie trägt nur zufällig, aus bloss historisch zu verstehenden Gründen, den irreführenden Namen der Dialektik und würde besser Antagonismus genannt werden.

\*\*\* Friedrich Engels, Ludwig Feuerbach, 2. Auflage, Seite 38.



der Gesetze des dialektischen Denkens der Erkenntnis der Naturgesetzlichkeit selbst entgegenkommen könne\*. Denn die Dialektik im Denken war ihm ja nichts anderes als „der bewusste Reflex der dialektischen Bewegung der wirklichen Welt“ und es konnte im Denken, das ja ein Stück des Naturganzen war, schliesslich nicht anders zugehen als in diesem Ganzen selbst.

Nichtsdestoweniger ist es sogar bei dem ungleich mehr als Marx zur Metaphysik neigenden Engels klar, dass ihm die Dialektik wesentlich als Methode in Betracht kam. Er selbst hat bereits in seiner Schrift über Feuerbach auf den Unterschied von System und Methode in der Hegelschen Philosophie aufmerksam gemacht (A. a. O., Seite 9) und hat wiederholt ausgeführt, wie es die dialektische Methode Hegels war, die revolutionäre Seite seines Denkens, die aus seiner im übrigen abseits gelassenen Philosophie durch Marx und ihn „hinübergerettet“ wurde in ihre neue Denkweise. Dass diese Methode zugleich auch eine dem metaphysischen Standpunkt Engel's genügende Weltanschauung zu ermöglichen schien, war nur ein Grund mehr, an ihr festzuhalten, trägt aber gar nichts zu ihrer Begründung selbst bei. Denn dass der Denkprozess dialektisch sei, weil das Sein der Dinge selbst dialektisch wäre, ist ersichtlich keine dialektische Behauptung mehr, sondern eine metaphysische. Wohl aber wäre selbst diese Behauptung ohne eine Dialektik des Denkens nicht möglich gewesen. Es ist also die Dialektik als Methode, als Auffassungsart, welche erst an die Stelle einer starren Metaphysik des Seins eine fliessende setzen konnte; und dies um so mehr, als ja bei Marx und Engels die eigentliche metaphysische Grundstimmung des Materialismus niemals voll ausklingen konnte, da es ihnen nicht um Welterkenntnis, sondern um positive Wissenschaft zu tun war, und alles was darüber hinausführte, ihrem theoretischen Interesse sich entzog. So konzentriert sich alle Bedeutung und Fruchtbarkeit der Dialektik in ihre methodologische Seite: in die grossartige Zerlegung der uns als fertige Resultate entgegretenden festen Tatbestände der Natur und Geschichte in ihre Werdeprozesse und in die Einordnung aller scheinbar isolierten Objekte des Erkennens in die ihnen eigenen, nicht willkürlich aus dem Kopf erdichteten Zusammenhänge. Die Dialektik bei Marx und Engels ist wesentlich eine Denk- und Untersuchungsweise, wie Engels selbst trefflich schildert, indem er von ihrer Anwendung sagt: „Geht man bei der Untersuchung stets von diesem (das ist dialektischen) Gesichtspunkt aus, so hört die Forderung endgültiger Lösungen und ewiger Wahrheiten ein für allemal auf; man ist sich der notwendigen Beschränktheit aller gewonnenen Erkenntnis stets bewusst, ihrer Bedingtheit durch die Umstände, unter denen sie gewonnen wurde; aber man lässt sich auch nicht mehr imponieren durch die der noch stets landläufigen alten Metaphysik unüberwindlichen Gegensätze von wahr und falsch, gut und schlecht, identisch und verschieden, notwendig und zufällig; man weiss, dass diese Gegensätze nur relative Gültigkeit haben, dass das jetzt für wahr Erkannte seine verborgene, später hervortretende falsche Seite ebensogut hat, wie das jetzt als falsch Erkannte seine wahre Seite, kraft deren es früher für wahr gelten konnte; dass das behauptete Notwendige sich aus lauter Zufälligkeiten zusammensetzt und das angeblich Zufällige die Form ist, hinter der die Notwendigkeit sich birgt — und so weiter\*\*.“

Hält man sich diese rein methodologische Bedeutung der Dialektik stets vor Augen, dann bereiten die Ausdrücke, in denen Marx und Engels von den materialistischen Grundlagen sprechen, die sie dieser Denkmethode an Stelle ihrer spekulativen Begründung gegeben haben, keine Schwierigkeiten mehr für eine konsequente, metaphysikfreie Handhabung derselben, wie sie allein als Bestandteil einer wissenschaftlichen Auffassung möglich ist. Das „Auf-die-Füsse-Stellen“ der Dialektik, ihre materialistische Grundlegung sind dann, wie ich schon öfters dargelegt habe, nur Ausdrücke für ihre Zurückführung aus einer spekulativen Form in eine empirische, aus einer metaphysischen

\* Vergleiche Friedrich Engels, „Dührings Umwälzung der Wissenschaft“, 3. Auflage, Seite XIX.

\*\* F. Engels „Ludwig Feuerbach“, Seite 39 bis 40. — Vergleiche auch über den wesentlich methodologischen Charakter der Dialektik im Marxismus] das Vorwort zur 3. Auflage des „Kapital“ und die noch viel zu wenig beachtete Besprechung des ersten Bandes des „Kapital“ durch Engels, abgedruckt in „Sozialistische Monatshefte“, 1900, Seite 38 ff.



Denkweise in eine induktive Untersuchungs- und Arbeitsmethode. Und dies unbeschadet ihrer bei Marx und insbesondere Engels sicher weitergehenden und, wie wir sehen, auch zu einem metaphysischen Idealitätsstandpunkt führenden Bedeutung. Denn bei einer Würdigung des theoretischen Wesens der Dialektik kann es natürlich nicht darauf ankommen, den ganzen historisch-psychologischen Meinungskomplex ebenso ungesondert zu übernehmen, in welchem für Marx und Engels sich die Bedeutung der Dialektik herausgestaltete. Dieser rein persönliche Entwicklungsprozess musste nicht nur die Spuren seiner Losringung aus der Hegelschen Metaphysik, sondern namentlich auch den Mangel der erkenntniskritischen Problemstellung in dem Denken jener Zeit an sich tragen. Demgegenüber ist es nötig, aber auch genügend, zu erkennen, dass bei einer Scheidung des metaphysischen und methodologischen Moments in der Dialektik das ganze Gewicht des schöpferischen, also sachlich wirksamen Gedankens des Marxismus auf die methodologische Seite der Dialektik fällt. Und das gilt insbesondere, wie sich gleich zeigen wird, auch von dem berühmten Leitmotiv des Marxschen Denkens: das Sein bestimmt das Denken und nicht umgekehrt.

Auch Plechanow betont die methodologische Bedeutung der Dialektik (Seite 28). Aber indem er sie, wie wir schon anfangs hervorhoben, in die innigste sachliche Verbindung mit der materialistischen Auffassung der Natur bringt, muss ihm dieser methodologische Charakter sofort wieder unter den Händen zerfließen, und es scheint nichts übrig zu bleiben als eine neue Metaphysik, in welcher die Dinge selbst die Rolle übernommen haben, jene spukhafte Bewegung zu erzeugen, die früher der absolute Geist bei Hegel besorgte. Die Dialektik, deren Rettung aus der Hegelschen Mystifikation eben noch freudig begrüsst wurde, wird sofort in starrer Festhaltung an den namentlich bei Engels zu findenden metaphysischen Ansätzen neuerdings verabsolutiert. Und so wird aus dem, was bei Engels und bei Marx bloss persönlicher Standpunkt war, der natürlich mit ihrem theoretischen Denken für sie notwendig verbunden war, ja bei dem Fehlen eines eigentlich erkenntniskritischen Standpunktes in der gesamten philosophischen Zeitlage sein musste, ein sachlicher Zusammenhang gemacht, der zwar zur Grundlage, aber nicht mehr zur Entschuldigung, auch nur diesen Mangel des erkenntniskritischen Gesichtspunktes hat.

Die Verabsolutierung der Dialektik wird eingeleitet durch die Verabsolutierung des Satzes, wonach das Denken vom Sein bestimmt wird und nicht umgekehrt. Was diesen Satz bei Marx und Engels zu so grosser, ihre ganze theoretische Leistung tragenden Bedeutung hat kommen lassen, wird man vergeblich in seiner metaphysischen oder erkenntnistheoretischen Bedeutung suchen. Dagegen quillt aus seiner immanenten, das heisst innerhalb der empirischen Sphäre verbleibenden und auf alle Weltanschauungs- oder erkenntniskritische Fragen verzichtenden Anwendung das reichste Leben aus ihm. In der Art, wie er bei Marx und Engels nicht als blosser These für eine Weltauffassung, sondern als Forschungsprinzip zur Untersuchung des sozialen Lebens auftritt, ist er zum Ausgangspunkt grundlegender Erkenntnis der sozialen Gesetzmässigkeit geworden, so dass von ihm aus erst eine Sozialwissenschaft möglich wurde, die auf diesen Namen wirklich Anspruch machen kann. In der materialistischen Geschichtsauffassung erfährt er seine systematische sozialtheoretische Ausführung und bildet durch sie nicht nur die Grundlage des Marxismus, sondern, wie Plechanow in der vorliegenden Schrift an schönen Beispielen zeigt, immer mehr der modernen Arbeit auf den verschiedensten Gebieten der Geisteswissenschaften.

Sobald aber dieser Satz von der Bestimmung des Denkens durch das Sein über seine Bedeutung als Forschungsmaxime hinaus als eine erkenntnistheoretische Wahrheit oder gar als eine wissenschaftliche Erkenntnis von der Beschaffenheit der Natur selbst und des Verhältnisses von Denken und Sein in ihr aufgefasst wird, verwandelt sich die schöpferische Kraft dieses Gedankens in eine unkritische Anschauung von heute geradezu archaischer noologischer Naivetät. Er stellt dann einfach eine dogmatisch-metaphysische Behauptung dar, der andere derartige Sätze vielleicht mit mehr, vielleicht mit weniger Recht entgegengestellt werden könnten. Jedenfalls aber wird er der Springquell aller Unklarheiten und endlosen Streitigkeiten, die aus einer solchen Verquickung einer metaphysischen Grundanschauung mit einem rein methodologischen Standpunkt hervorgehen



müssen. Freilich ist diese Verquickung, diese Aequivokation, grundverschiedener Bedeutungen die einzige und noch dazu scheinbar selbstverständliche Möglichkeit, aus dem wissenschaftlichen System des Marxismus einen Materialismus zu machen. Denn da der Satz von der Bestimmung des Denkens durch das Sein sowohl in seinem methodologischen als in seinem metaphysischen Sinne dieselbe Wortform hat, so können nur zu leicht die Folgerungen aus dem letzteren Sinn auch für Konsequenzen des ersteren gelten, und damit ist der ganze Jammer fertig: der alte Jammer aller philosophischen und wissenschaftlichen Diskussion, die an den Worten ihrer Begriffe mehr hängt als an diesen selbst.

Für Plechanow bedeutet nun der Satz von der Bestimmung des Denkens durch das Sein tatsächlich eine inhaltliche und nicht bloss eine methodologische Grundwahrheit, und darin sieht er eben die materialistische Grundlegung der Dialektik. „Nach unserer materialistischen Lehre“, sagt Plechanow, das Wort „materialistisch“ selbst unterstreichend, „stellen die Gegensätze, die in den Begriffen enthalten sind, nur eine Widerspiegelung, eine Uebertragung in die Sprache des Denkens der Gegensätze dar, die in den Erscheinungen infolge ihrer allgemeinen widerspruchsvollen Grundlage vorhanden sind, das heisst infolge der Bewegung. Nach Hegel wird der Gang der Dinge durch den Gang der Ideen bestimmt. Unserer Ansicht nach bestimmt umgekehrt der Gang der Dinge den Gang der Ideen, der Gang des Lebens den Gang des Gedankens.“ (Seite 38.) Wie diese Bewegung, dieser Gang der Dinge und des Lebens zu verstehen ist, kann nicht im geringsten in Zweifel bleiben, wenn wir von Plechanow selbst hören, dass jene Bewegung gemeint ist, „durch die der Zustand der Materie und alle ihre Verbindungen hervorgerufen werden“. (Seite 38.) Es handelt sich um die Bewegung als Urgrund alles Seins und Geschehens, also um ein echtes Prinzip im Sinne der aristotelischen Metaphysik, um eine jener ἀρχαί, um die alles metaphysische Denken von Anbeginn her bemüht ist. Wie sehr nun diese Urbewegung wirklich die Grundlage der Dialektik bei Plechanow ist, womit sie freilich unbezweifelhaft materialistisch wird, nur dass nicht zu sehen ist, was der Marxismus als soziale Theorie damit zu schaffen haben soll, wird uns Plechanow gleich selbst zeigen.

Die nächste Folge aus der Verabsolutierung des Seins in eine Urbewegung der Materie für die Dialektik ist nämlich die: Da die Dialektik eine materialistische Grundlage haben muss, soll nun von ihr der Nachweis erbracht werden, dass sie eine Eigenschaft des Seins selbst ist. Damit ist freilich nun die letzte Spur eines bloss methodologischen Sinnes der Dialektik überwunden, aber damit zugleich auch sie selbst in den Strudel der Urbewegung hineingerissen, in dem sie sich nur zu halten vermag, wenn sie alles theoretische Gepäck von sich wirft, um sich als leere Spekulation zwar immer noch mühsam, aber doch zur Not über Wasser zu halten und treiben zu lassen, wohin eben der Strom der Metaphysik sie führt. So geraten wir aus der Szylla in die Charybdis. Um die Dialektik gegen jene Kritiker des Marxismus zu verteidigen, die sie eben nur in ihrer metaphysischen Verquickung sehen und daher als überflüssig, ja schädlich bekämpften, unternimmt Plechanow es, das dem Marxismus ganz heterogene, jedenfalls aber für ihn als Sozialtheorie ganz nebensächliche Problem zu lösen, ob — das „Sein“ selbst dialektisch ist oder nicht.

Für Plechanow gilt es also aufzuzeigen, dass es die dialektischen Eigenschaften des Seins sind, welche das dialektische Denken tragen. (Seite 31.) Wir wissen bereits, dass er sich hiebei auf Engels berufen konnte, dass aber durch diese Berufung für jede wissenschaftliche Arbeit, die nur nach sachlichen, nicht nach persönlichen Zusammenhängen sucht, natürlich noch gar nichts bewiesen ist. Würden wir die Denkbegriffe des Marxismus nur so gebrauchen wollen, wie sie sich schriftmässig in den Werken von Marx und Engels finden oder im persönlichen Denksammenhange ihrer Urheber waren, so würde uns der Vorwurf einer rein philologischen Arbeit mit Recht gemacht werden können. Diese scholastische, von Plechanow gegenüber den Neukantianern mit Unrecht gerügte Denkweise soll jedenfalls den Marxismus nicht zur unfruchtbaren Textinterpretation entarten lassen. Wir wissen also sehr wohl, dass Engels ähnlich wie Plechanow die Dialektik des Denkens durch die des Seins bestätigt sah, was uns aber trotzdem nicht Grund genug erscheint, diese Anschauung ungeprüft zu lassen — wenn man von ihr behauptet, ohne sie sei die Dialektik im Marxismus



unmöglich. Denn diese Verteidigung gefährdet mit der Dialektik den metaphysikfreien Charakter des Marxismus als Sozialtheorie. Und dass dieser zum Wesentlichen im Marxismus gehört, darüber besteht wohl eigentlich kein Streit.

Der Nachweis der dialektischen Eigenschaften des Seins wird in der Weise zu erbringen versucht, dass Plechanow sich bemüht, zu zeigen, wie die Natur durch das logische, rein verstandesmäßige Denken überhaupt nicht widerspruchlos begriffen werden kann, dass also die logischen Gesetze des Denkens, der Satz der Identität, des Widerspruches und des ausgeschlossenen Dritten gegenüber der vollen Realität der Naturerscheinungen versagen. Um dies recht deutlich zu erkennen, wählt Plechanow den für ihn als Materialisten kürzesten Weg. Statt nämlich den dialektischen Charakter in den zahllosen Erscheinungen des Seins mühsam und natürlich ohne Aussicht auf Vollständigkeit zu verfolgen, fasst er diese Mannigfaltigkeit des Seins lieber gleich in ihrem, dem Materialisten zugänglichen Wesenskern. Denn was ist der Urgrund alles Geschehens? Die Bewegung. „Die Bewegung der Materie“, sagt Plechanow, „bildet die Grundlage aller Naturerscheinungen. Was ist denn aber Bewegung? Sie ist ein augenscheinlicher Widerspruch. Denn an welchem Orte befindet sich ein sich bewegender Körper in einem bestimmten Zeitmoment? Darauf lässt sich . . . nach der Formel von ‚ja, ja und nein, nein‘ beim besten Willen nicht antworten. Ein sich bewegender Körper ist in einem und demselben Zeitmoment an einem Orte und zugleich auch nicht in ihm . . . Die Bewegung lässt sich also nur nach der Formel ‚ja, nein und nein, ja‘ begreifen und dient somit als unanfechtbarer Beweis zugunsten der ‚Logik des Widerspruches‘.“ (Seite 33.)

Dies ist also der einfachste und nach Plechanows Meinung entscheidende Beweis dafür, dass die Dialektik eine Beschaffenheit der Natur selbst darstellt. Und in der Tat muss für jeden, der in der Bewegung der Materie eine Grunderkenntnis von dem Wesen der Dinge selbst erblickt, der also auf metaphysischem Boden steht, diese Beweisführung etwas Ueberzeugendes haben. Indes wird sogar ein Metaphysiker, wenn er nicht gerade Anhänger der mechanischen Naturerklärung ist, sondern beispielsweise Energetiker, mit Recht einwenden, dass die Plechanowsche Lehre von der Bewegung als Grundlage aller Naturerscheinungen doch nur eine blosse, heute überdies schon sehr bestrittene Arbeitshypothese der Naturwissenschaft, nämlich die mechanische Naturauffassung, zu einer Naturbeschaffenheit selbst erhebe. Dass die Vorstellungen von Molekular- und Aetherbewegungen, durch welche allein „die Bewegung“ Grundlage aller Erscheinungen werden kann, doch nur Denkmittel für uns sind, um die Erscheinungen der Natur theoretisch zu beherrschen, wird innerhalb der modernen Naturwissenschaft eine immer selbstverständlichere Anschauung, bleibt aber bei Plechanow ganz ausser Betracht. Und es kann nicht eingewendet werden, dass die Vorstellungen einer Molekular- und Aetherbewegung ungeachtet ihres Charakters als Denkmittel doch gleichzeitig die reale Beschaffenheit der Erscheinungen auszudrücken vermöchten. Denn die Tatsache, dass nach der Ansicht der Anhänger Ostwalds dieser reale Charakter sich besser als Energetik und nach der Ansicht der Anhänger Machs besser als Elementenzusammenhang denken lasse, beweist augenscheinlich den hypothetischen, bloss für die Erkenntniszwecke der Naturwissenschaft methodologisch bearbeiteten Charakter aller dieser Vorstellungen.

Aber zugegeben, die Welt wäre wirklich diese ungeheure Rasselmühle, deren Bewegung alles erzeugt, so ist damit für den Zweck Plechanows gar nichts gewonnen. Es ist nämlich gar nicht wahr, dass die Bewegung ein augenscheinlicher Widerspruch ist und dass wir mit ihr, wie Plechanow meint, „etwas unerwartet vor die Alternative gestellt sind: entweder die ‚Grundprinzipien‘ der formellen Logik anzuerkennen und die Realität der Bewegung zu bestreiten, oder umgekehrt, die Realität der Bewegung vorausgesetzt, die Gültigkeit dieser Prinzipien zu bestreiten. Diese Alternative ist mindestens unangenehm“. (Seite 33.)

Sie wäre es in der Tat, wenn es richtig wäre, dass die Bewegung ein Widerspruch ist. Dieser kommt aber erst dann heraus, wenn man die Bewegung durchaus anders denn als Bewegung auffassen will, das heisst, wenn man selbst der Bewegung sich widerspruchsvoll gegenüberstellt. Die grosse Unterscheidung Kants von Denken



und Sinnlichkeit, Begriff und Anschauung liefert für diesen und für alle ähnlichen scheinbaren Widersprüche ein für allemal den sicheren Standpunkt, von dem aus sich diese „Widersprüche“ als blosse Verwirrungen des Denkens auflösen.

Bewegung ist eine Sache der Anschauung und daher mit Worten und Begriffen überhaupt nie zu erklären oder auszuschöpfen. Ebensogut könnte man Farben durch logische Begriffe erklären wollen. Die Bewegung gehört wie Raum und Zeit der sinnlichen Seite unserer Erkenntnis an und ist eine eigenartige Verbindung beider. Sie setzt zwar immer etwas voraus, das sich bewegt („das Bewegliche im Raum“), welches mit dem Gegebenen der Erfahrung identisch ist, ist aber selbst eben die Form, in welcher dieses Gegebene beweglich ist. Die Bewegung lässt sich daher auch nur anschaulich und nicht begrifflich verfolgen. Sie bildet ein Kontinuum der Anschauung, in welchem für diese alles klar ist, weil das Kontinuum eben zum Wesen des Raumes und der Zeit gehört. Sobald dagegen der Versuch gemacht wird, diese ursprünglichen Anschauungen begrifflich auszudrücken, also in den — wie Kant sagt — diskursiven Begriffen der Logik, das heisst, sobald man den Versuch macht, das, was ein Kontinuum ist, diskontinuierlich aufzufassen, beginnen ganz selbstverständlich die Widersprüche, die aber nicht in der Sache sind, sondern in einer falschen Stellungnahme des Denkens. Für den Standpunkt der Anschauung enthält die Frage, wo sich der bewegte Körper in einem und demselben Momente befinde, gar keinen Widerspruch. Denn die Anschauung der Bewegung ist ebenso beweglich wie die Bewegung selbst und folgt ihrem Gegenstande lückenlos in jedem Momente. Dass das begriffliche Denken dies nicht tun kann, ergibt sich aus den besonderen Voraussetzungen desselben, nämlich aus der ihm eigenen Funktion, die Mannigfaltigkeit des Gegebenen durch Unterscheidung zu bestimmen. Kein Wunder daher, dass das begriffliche Denken widerspruchsvoll werden muss, wo es nichts mehr zu unterscheiden gibt. Denn die Teile der Bewegung, von denen das logische Denken spricht, bestehen nur in seinen Begriffen. Die Bewegung selbst geht nicht in Teilen vor sich, sondern ist ein Ganzes der Anschauung, welches selbst diese nur abzuteilen vermag, indem sie die „Teile“ der Bewegung durchläuft.

Uebrigens ist sogar vom logischen Standpunkt aus die Bewegung gar nicht so widerspruchsvoll wie bei Plechanow, wenn die Logik noch logischer zu Werke geht. Denn wenn man auf die Frage, wo sich ein Körper in einem und demselben Moment seiner Bewegung befinde, nur die Antwort geben zu können glaubt, er sei an demselben und doch nicht an demselben Orte („ja, nein und nein, ja“), so begeht man noch einen anderen Fehler, als das Anschauliche inadäquat erfassen zu wollen. Man zerlegt nämlich zwar die Bewegung in unendlich viele Raumteile, ohne aber die Zeit der Bewegung, die doch untrennbar zu ihr gehört, weil jede Bewegung Zeit braucht, ebenso zu zerlegen. Man will ein mikroskopisches Objekt mit dem Meterstab messen. Achtet man aber darauf, dass ich, sobald ich die Bewegung in Teile zerlegt habe, auch die zugehörige Zeit mitzerlegt habe, dann gehört zu jedem unendlich kleinen Bewegungsteilchen ein ebensolches Zeitteilchen und der bewegte Körper „befindet sich“ in jedem unendlich kleinen Zeitteilchen mit jedem seiner unendlich kleinen Massenteilchen in einem und demselben unendlich kleinen Raumteilchen. Er befindet sich an diesen unendlich kleinen Raumpunkten, weil nach den Voraussetzungen des logischen Denkens jeder Raum- und Zeitpunkt, in welchem er noch nicht zu fixieren wäre, eben noch nicht der kleinste, noch nicht unendlich klein wäre.

Dass von diesen unendlich kleinen Fixierungen keine Anschauung zu gewinnen ist, wäre ein Einwand, der den ganzen Vorgang der Zerlegung in das Unendlichkleine nicht verstünde. Denn das Unendlichkleine ist ja eben ein blosses Denkmittel des Verstandes, mit welchem er das Continuum der Anschauung begrifflich zu bearbeiten versucht. Es kann gar nie anschaulich sein, weil es ja eben Begriff und nicht Anschauung ist. Es ist daher auch kein Widerspruch in ihm, und das, was man oft als solchen bezeichnet hat, dass nämlich auch das Unendlichkleine doch irgendeine anschauliche Ausdehnung haben müsse, bedeutet nur, dass dieser Begriff eben die Anschauung selbst nicht erschöpft, sondern so mühsam von derselben abstrahiert, dass er fortwährend in sie umschlägt. Das Unendliche ist ein Grenzbegriff, es führt bis an die Grenze des Denkbaren, und es ist ein



Widersinn, von ihm zu verlangen, dass es auch noch vorstellbar, anschaulich sei. Will man das Anschauliche durchaus nicht-anschaulich begreifen, so darf man sich nicht wundern, wenn ein ganz Unvorstellbares und nur noch rein begrifflich Denkbare herauskommt. Einen Widerspruch wird man aber unmöglich darin finden können, solange man nur Begriff und Anschauung selbst nicht auf ein Gemeinsames bringen will.

Seit dem Eleaten Zeno wird übrigens gerade diese Zerlegung der Bewegung in die kleinsten Teile zum Beweise eines anderen Widerspruches in ihr herangezogen, indem man meint, dass der bewegte Körper sich doch in jedem seiner einzelnen Punkte in Ruhe befinde, aus der noch so grossen Summe von lauter Ruhepunkten aber doch keine Bewegung hervorgehen könne. Auf diesen uralten Paralogismus des Zeno geht im Grunde der ganze „dialektische“ Charakter der Bewegung bei Plechanow zurück. Nun ist aber dieses Argument, aus dem übrigens die Eleaten nicht eine widerspruchsvolle Beschaffenheit der Bewegung, sondern viel richtiger ihre Wesenlosigkeit, ihre bloss scheinbare Realität schlossen, ein prächtiges Beispiel, wie Scheinprobleme zustande kommen, wenn das Denken sich nicht in straffester Zucht hält und mit seinen Begriffen bei der Stange bleibt, sondern es zulässt, dass sie sich unter der Hand nach Fregolimanier verwandeln. Wir sind doch von der Bewegung ausgegangen und haben diese in ihre Teile begrifflich zerlegt, das heisst, wir haben zu jedem Abschnitt der Bewegung, den man uns aufzeigte, einen noch kleineren gedacht, um damit zuletzt auf die unendlich kleinen Punkte der Bewegung zu kommen. Wo in aller Welt ist dabei ein einzigesmal die Bewegung verschwunden? Ganz willkürlich verfällt das Denken in die Annahme, weil die unendlich kleinen Punkte notwendige Ruhepunkte des Denkens sind (Grenzbegriffe), nun auch den bewegten Körper in ihnen als ruhig zu denken. Diese Argumentierung beseitigt unversehens die Bewegung aus ihren kleinsten Teilen und wundert sich dann, dass sie bei der Integration derselben natürlich aus lauter Ruhepunkten keine Bewegung gewinnen kann. Weiss man einmal, dass die „Ruhe“, in welcher sich der bewegte Pfeil in jedem Punkt seiner Bahn befindet, doch nur eine begriffliche Konstruktion gegenüber der anschaulichen Realität bedeutet, und eben nur seine unendlich kleine Bewegung in diesem Punkt ausdrückt, so dass also, wie nun seit Leibnitz oft genug eingeschärft wurde, die Ruhe im dialektischen Sinne eben gar keine Ruhe im logischen Sinn ist, sondern nur ein Spezialfall der Bewegung selbst, dann schwindet alle bedrohliche Kraft des Zenonischen Paradoxons. Die Bewegung ist kein blosser Sinnentzug mehr, aber auch keine widerspruchsvolle Realität, und aller angebliche Schein oder Widerspruch, ihre ganze, so seltsame „Dialektik“ stammt nur aus der ganz undialektischen Gegenüberstellung von Bewegung und Ruhe als starrer Gegensätze.

Aber Plechanow hat noch einen zweiten Beweis für die dialektische Beschaffenheit der Natur selbst, nämlich ihr Werden. Der Werdeprozess zeige einen ähnlichen Widerspruch in sich, wie die Bewegung. Wir wollen zusehen, ob dieser zweite Versuch, die Dialektik zu einer Urbeschaffenheit im Wesen der Dinge zu machen, glücklicher ist als der erste.

---

## Hans Deutsch: Marx, Pasteur und die Gärung

Seit es Wein und Brot gibt, sind die Erscheinungen der Gärung bekannt als Naturerscheinungen, die nützliche, den Zwecken der Menschen dienende Veränderungen anzeigen. Die stürmische Gärung des Traubensaftes, der die Abgeklärtheit des Weines folgt, hat besonders die Aufmerksamkeit erregt und es ist begreiflich, dass eine Parallele zwischen diesen Naturvorgängen und gewissen Vorgängen in der menschlichen Gesellschaft gezogen wurde. Es lag nahe, die Verwandlung der Traube in Wein, des Mehles in gelockertes Brot und die merkwürdigen Erscheinungen dieser Verwandlung auf die Ereignisse der Geschichte anzuwenden. So ist der Ausdruck Gärung in den Sprachgebrauch der Politik und der Geschichte gelangt und hat dauernde Geltung behalten. Mit Vorliebe bezeichnet man damit, ganz nach dem Beispiel der Natur, die Vorbereitung von Umwälzungen in der menschlichen Gesellschaft, die Revolutionierung der Köpfe



jene Vorgänge also, die eigentlich schon die Revolution selbst bedeuten; wenn es innerhalb der Gesellschaft genugsam gegoren hat, wenn die alten Anschauungen in genügender Weise in den einzelnen Köpfen überwunden sind, wenn diese Umwälzung auch in allen oder in einer genügenden Anzahl von Köpfen stattgefunden hat, dann ist die Revolution auch schon vollendet.

Die Geschichte der Gärungen selbst, sowohl in der Natur als in der Geschichte der Menschheit, weist nun eine Anzahl von Aehnlichkeiten auf, die der Feststellung bisher entgangen sind. In ganz gleicher Weise ist das Wesen der Gärung auf beiden Gebieten bis in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in der Hauptsache nicht erkannt worden. Dass die Geschichte der Menschen seit dem Bestehen von Klassen in den entscheidenden Punkten eine Geschichte von Klassenkämpfen ist, hat erst die sozialistische Theorie, haben Marx und Engels erkannt, desgleichen die Gesetze, nach welchen die kapitalistische Gesellschaft weiter sich entwickeln muss. Diese Erkenntnisse geben uns zugleich die Regeln der Gärung in der menschlichen Gesellschaft und richten dadurch die politische Tätigkeit der Arbeiterklasse auf jenes Ziel, das in der Entwicklungsrichtung selbst gelegen ist: auf die sozialistische Gesellschaft.

Nicht weniger heftig als um die Geschichtsauffassung ist im neunzehnten Jahrhundert um die Gärungen in der Natur gestritten worden. Die Gärung des Weines, des Bieres, der Milch, des Brotteiges fanden die gegensätzlichsten Erklärungen und manche Gelehrte, deren Verdienste auf anderen Gebieten in allen Zeiten anerkannt bleiben werden, haben ihren Ruhm durch zähes Festhalten an unrichtigen Gärungstheorien verdunkelt — nicht anders als die Historiker auf Deutschlands Lehrstühlen. Obwohl schon im achtzehnten Jahrhundert über die Bedeutung und die Natur der Hefe viel spekuliert wurde, herrschte dann doch durch lange Zeit die Ansicht von Gay-Lussac, dass der Sauerstoff der Luft der entscheidende Faktor für das Entstehen der alkoholischen Gärung sei. Eine andere Gärung, das Sauerwerden der Milch, schien durch einen Bestandteil der Milch, das Kasein, hervorgerufen zu sein. Noch zu jener Zeit, als die Hefe als lebende Pflanzenzellen erkannt war, war es kein Geringerer als Liebig, der unbekümmert um die vorliegenden Tatsachen eine Zersetzungstheorie verfocht; die Möglichkeit einer Einwirkung von Mikroorganismen wurde in der erbittertesten Weise bekämpft. Erst Pasteur ist es gelungen, den Zusammenhang zwischen den lebenden Hefezellen und der Gärung unwiderleglich nachzuweisen und damit die Naturwissenschaft und die Gärungsindustrie um unschätzbare Erkenntnisse zu bereichern. Seine Experimente erwiesen einwandfrei, dass tatsächlich lebende Keime notwendig sind, um Gärungen einzuleiten, und dass diese Keime durch die Luft in raschester Weise auf Flüssigkeiten übertragen werden; dass jene Flüssigkeiten, die als gärfähig bekannt sind — Weinmost, Biermaische — nicht in Gärung geraten, wenn sie mit keiner freien Luft in Berührung sind. Damit wurde einer ganzen Wissenschaft die Bahn geöffnet und eine nie geahnte Möglichkeit der Anwendung auf die Praxis der Bier- und Branntweinerzeugung, der Molkerei und Käseerei, in letzter Linie auch der Brotbereitung geschaffen. Dann erst wurden die Eigenschaften der kleinsten Lebewesen, die Unzahl ihrer verschiedenen Arten, ihre wechselnden Lebensbedingungen auf verschiedenen Nährböden erkannt. Hansen fand die Reinkultur der Hefe für Bierbereitung, die Auswahl jener Hefearten, die hierfür die geeignetsten sind, und die Notwendigkeit des Ausschlusses jener Lebewesen, welche störend auf die Gärung einwirken; und kaum fünfzehn Jahre ist es her, dass Buchner in unwiderlegbarer Weise nachweisen konnte, dass nicht die kleinen Lebewesen, die Pflanzenzellen selbst, die Gärung veranlassen, sondern die Produkte ihres Lebens. Mit zerriebenen und zerpressten Hefezellen, deren weiteres Leben ausgeschlossen war, konnte er die gleichen Gärungen hervorrufen wie mit den lebenden Hefezellen. Auch war Buchner imstande, die gärungswirksamen Bestandteile der Hefezelle von den unwirksamen zu trennen, das ungeformte Ferment zu isolieren.

So ergibt sich nun die Parallele zwischen der Lehre von der menschlichen Gesellschaft und der Lehre von den kleinsten Lebewesen, zwischen Soziologie und Mykologie, zwischen Marx und Pasteur. Beide haben das Wesen der Gärung erkannt und beide benützen die Erkenntnis, um die Gärung zu regeln, zielbewusst bestimmte Gärungen



zu veranlassen und widrige Gärungen zu verhindern. Der „Bazillus des Sozialismus“, dieses oft gebrauchte Redebild unserer Gegner, scheint tatsächlich zu bestehen und er gedeiht auf den richtigen Nährböden, den Gehirnen der Proletarier. Dieser Bazillus ist sogar pathogen, krankheitserregend, für die kapitalistische Gesellschaftsordnung, sein Ferment baut in den Köpfen der Proletarier alte Vorstellungen ab und baut neue auf. Nur für die kapitalistische Gesellschaft krankheitserregend, ist er das nicht für die Menschheit als solche; für sie bedeute er Reinkultur eines fortbildenden, aufbauenden Ferments, das reine Gärungen erzeugen soll.

Seit dem Ausbau der Pasteurschen Entdeckung ist der Chemiker, der zugleich Mikrobiologe ist, in der Gärungsindustrie heimisch geworden. Er hat die besten Gärungserreger zu finden und beizustellen und die Qualität der Stoffe, welche gären sollen, auf ihre Eignung für die Gärung zu untersuchen und zu werten. Brauen ist dann freilich nach wie vor die Aufgabe des Brauers, Teigbereiten und Backen immer noch die Aufgabe des Bäckers. Aber sie brauen und backen mit Hefen, die auf Grund der Wissenschaft mit Mitteln gewählt sind, die dem reinen Praktiker nicht zugänglich sind, und Malz und Mehl sind in exakterer Weise geprüft, als die Praxis allein es ermöglicht. Nicht zum mindesten ist es ferner die Aufgabe der Gärungschemie, die Ursachen der Störungen des Gärungsprozesses aufzudecken und zu beseitigen. Auch hier lässt sich nutzbringend die Parallele ziehen. Die marxistische Theorie ist für den Praktiker des Klassenkampfes, den Politiker, den Gewerkschafter und den Genossenchafter in den Tagesfragen oft genug entbehrlich. Wenn man für die Oeffnung der Grenzen zwecks Einfuhr billiger Nahrungsmittel kämpft, oder für den Abschluss eines Tarifvertrages, oder für den gemeinsamen Wareneinkauf der Konsumvereine, da scheint die Kenntnis der Tendenzen der ökonomischen Entwicklung überflüssig. Wenn aber die Teuerung die Erfolge des gewerkschaftlichen Lohnkampfes nichtig macht, die Oeffnung der Grenzen trotz der Willensanstrengung des Proletariats an der Macht des Grundbesitzes scheitert, die Entwicklung der Konsumvereine an dem Pauperismus eine Grenze findet, dann erkennen die Braumeister des täglichen Lebens die Grenzen ihrer Kraft; sie spüren dann, wie notwendig es ist, den richtigen Gärungskeim in das Gehirn des Proletariers gepflanzt zu haben, und wie wichtig die reinen Gärungen, die unbeeinflusst bleiben von andersartigen Bazillen. Dann ist es Zeit, die Wissenschaft, den Marxismus, in ihre Rechte treten zu lassen und jedem klarzumachen, worin die Revolutionierung der Gehirne zu bestehen hat — damit Malz und Hopfen nicht verlorengehen.

---

## Josef Luitpold Stern: Franz Michael Felder

Es war am 13. Maienmorgen 1839. Golden stieg die Sonne über den Bodensee. Rings in der Runde gingen die Bauern an die Arbeit. Auch vor dem Felderhof in Schopperrau tief drinnen im Bregenzer Walde standen schon die Tagwerker, um mit der Dungfuhr zu beginnen. Da horch! Ein Schrei. Und wieder einer. Aufgeregt tritt der Bauer aus der Stube. Er gibt den Leuten den vollen Taglohn und schickt sie heim. Was Dung und Geldverlust! Heute kann er nicht arbeiten wie sonst im Alltag, heute hält ihn etwas anderes in Atem: sein Kind, das junge Herz dort drinnen, das neue Leben, das um die Kraft und um die Sonne kämpft.

So kam Franz Michael Felder zur Welt, in einem versteckten Waldwinkel, aber in goldner Morgenfrühe. Sein Erscheinen brachte Unruhe in das bäuerliche Leben. Statt um Dung und Geld hatte man sich jählings um das tiefer kämpfende Leben zu kümmern. Es ist, als hätte sich schon am ersten Tage verkünden wollen, was aus diesem Bauernknäblein noch werden sollte. Und all sein Leben wurde zu einem wunderbaren Kampf um die Kraft und um die Sonne.

Er war noch kaum ein Jahr alt, da entdeckte man einen Fleck im rechten Auge des Knaben. Erschreckt schicken die Eltern ihr Kind zu einem heilkundigen Vetter. Der macht sich einmal im trunkenen Zustand an die Augen und verstellt und verdirbt das linke gesunde und klare. Aber der Grösse wird alles Leid zum Heil. Und Franzmichel



wird wohl durch dieses Leid die Kraft gewonnen haben, die ihn später zum Dichter machte, die Kraft, mit der Seele zu schauen. Aber tieferes Leid kam noch über ihn. Mit der Frühreife der Armut erkannte das Kind bald das schwere Los des Kleinbauern-tums. Jählings erschien ihm alles Spielen und Klettern einfältig und ungerecht und er begann zu arbeiten, im Sommer mit den Eltern in Hof und Feld, im Winter aber, der den Vater zum Wagner und die Mutter zur Stickerin machte, setzte sich der Junge vor einen Webstuhl. Täglich gelangen ihm dreissig bis fünfzig Ellen, die er, zehn Ellen um den Groschen, verkaufte. Als er mit sieben Jahren zum erstenmal in die Schule kam und gleich belobt wurde, hätte er fast geweint, so mächtig und so edel war seine Lernbegierde. Mit acht Jahren erregte er durch seine Antworten Staunen. Besonderen Eindruck machte auf den neunjährigen Knaben das Jahr 1848. „Bald richtete ich mich trotzig auf und es war mir, als ob ich auch Ketten abschütteln müsste; dann konnte ich wieder tagelang trauern über so viel Elend auf der Welt...“ Kaum dass er lesen konnte, stürzte er auf alles, was zu erlangen war: Genoveva, Schinderhannes, das Buch zum Totlachen, eine dreihundertjährige Legende. Einmal erzählt ihm ein Fuhrmann von der Innsbrucker Bibliothek, der die Bücher pfundweise zugetragen würden, und nun denkt er immer, wie gut es so ein ‚Bibliothekari‘ haben mag. Er selbst aber webt in schulfreien Stunden eine Elle Band um die andere und sammelt mühselig Kreuzer um Kreuzer für Bücher. Um diese Zeit starb Jakob Felder, der Vater, ein Mann voll praktischen Geistes und voll Gemeinsinn. Bald darauf wurde Franzmichel einmal zur Mitternacht von der Mutter geweckt und nach Schwarzenberg zum Kaplan gebracht, der durch Gebeten dem Jungen wieder die Sehkraft verschaffen sollte. Das Wunder gelang nicht, aber neue Gedankenreihen suchten ihren Wurzelgrund im Innern des Knaben. „Gott wolle mich durch Zulassung eines Unglücks von dem gefährlichen Lesen bewahren“, hatte der wunderliche Kaplan gesagt. „Warum liess Gott nicht lieber die erblinden, welche schlechte Bücher schrieben?“

Im April 1853 schloss sich dem Vierzehnjährigen das Tor der zweiklassigen Volksschule. Seine Kameraden sah er gesättigt und froh wie nach dem reichlichsten Mahle, er allein ging hungrig und feuchten Auges aus der Schule. Ans Studieren konnte er ernstlich nicht denken. Ob er wollte oder nicht, er musste Bauer werden. Noch einmal spähte er nach dem Weg ins Freie. Im Walsertal wohnte ein Tierarzt; den suchte er auf: er wollte selber Tierarzt werden. Doch im Gespräch liess Franzmichel seine Idee fallen und was er mitnahm in sein Leben, war eine Bemerkung des Tierarztes: „Wer aus dem Volk heraus, mit gutem reinen Willen und fürs Volk, nicht fürs Geld, schreibe, der könnte mehr ausrichten als ein Pfarrer.“ Da flammte mit einem Male das hohe Ziel seines Lebens vor ihm auf. In dieser Nacht fand er keinen Schlaf. „Mit allen wollte ich kämpfen gegen alle erkannten Uebelstände, mit jedem leiden oder mich freuen und dann meine Erfahrungen in einem grossen Buche vom Volke fürs Volk veröffentlichen.“ Im Herbst 1854 kaufte er sich auf dem Markt zu Au ein Stück Seife, das in ein Zeitungstück gewickelt war. Er rollte es auf und hatte eine ganze Nummer des „Illustrierten Dorfbarbier“ vor sich. Er las und las „und der ‚Dorfbarbier‘ musste künftig mein Freund werden“. Er bestellt die Zeitung; die 48 Kreuzer, die sie vierteljährlich kostet, will er mit Holzziehen verdienen und unvergesslich blieb ihm der Tag, da der Postbote die erste Nummer seines Blattes auspackte. „Das war noch unerhört, dass ein Bursche, kaum von der Werktagsschule frei, fast mit den ersten selbstverdienten Kreuzern sich eine Zeitung anschaffte.“ Aber bald genügte dem strebsamen Geist die ewige Fröhlichkeit des „Dorfbarbier“ nicht. Las er darin nicht immer die Inhaltsangaben der „Gartenlaube“? Er lernte sie sogar auswendig und bestellte die Zeitschrift schliesslich zusammen mit einem Freunde. So kam er auch zu naturwissenschaftlicher Lektüre.

Aber die ständige Uebearbeitung warf ihn aufs Krankenlager; kaum dass es ihm besser ging, erkundigte er sich beim Arzt, wie es um den Krimkrieg stünde. Der Doktor war über diese geistige Regsamkeit erstaunt, schloss Freundschaft mit dem jungen Patienten, lud ihn zu sich ein und stellte ihm seine Bibliothek zur Verfügung. „Wie gross erschien mir der Doktor, als er Schillers Gedichte so ruhig wie irgend ein anderes Buch aus der langen Reihe zog und für mich in einen Zeitungsbogen schlug. — Wie ich aus dem Hause kam? Ob ich mich auch ordentlich bedankte und Aehnliches — weiss ich nicht; das aber weiss ich, dass ich so schnell heimliefe, als ich konnte. Die Leute sahen mir aus



allen Fenstern heraus nach und fragten, ob ich an eine Feuersbrunst wolle oder was um Gotteswillen bei mir fehle.“ Neue Welten galt es nun zu erobern. Sollte er sich die Klassiker nur ausborgen? Stand nicht darauf, dass es eine wohlfeile Ausgabe sei, die wöchentliche Lieferung von zehn Bogen für 12 Kreuzer? „Fast wie ein Knechtlein“ rackerte er sich ab, begann einen Ziegenfellhandel, lief täglich von Haus zu Haus, um die Felle zusammenzukaufen, und schliesslich konnte der Siebzehnjährige die ersten Hefte unter sein Dach bringen. „Diese Wände umschlossen und verbargen jetzt teure Schätze, ja mehr, liebe, grosse, herrliche Geister, die meinem Hause eine Weihe verliehen.“ Auf die Weide nahm er die Klassiker mit. Während die Kuhschellen klangen, las er Klopstock und Wieland und Zimmermanns Buch über die Einsamkeit. Die Lust zu lesen weckte in ihm die Lust zu schreiben. Er legte sich ein Tagebuch an: „Aus Heimat und Herz“. Aber diese heimliche Schreiberei erschien ihm bald wertlos. Waren Klopstock und Zimmermann nicht offen aufgetreten? So begann er selber nun herzlich herauszusagen, was er früher nur niedergeschrieben und fing an, mit den Leuten über Glaubenssachen, über den Lauf der Sonne, über den Wert der Kalenderzeichen, über die Berechnung der Gemeindelasten, über alles zu sprechen. Bald kam er in den Ruf eines Sonderlings, eines „Bischers“. Doch was focht ihn das an? Einmal kam er nach Lindau, sah zum erstenmal eine Eisenbahnhalle und ihm wurde frei und weit neben den glänzenden Schienen: „Es war also doch nicht bloss Geschwätz, was man von dem Siege des Menschengestes über Raum und Zeit sagte. Wir in unserem Tale mussten uns freilich den Naturkräften beugen und fast alle waren da als Feinde bekannt. Feuer, Wasser und Luft blieben uns im ganzen furchtbar, hier aber sah ich sie zum Arbeiten für das Menschengeschlecht, zur Vermittlung des geistigen und materiellen Verkehrs gezwungen. Und den Erfinder des Dampfrosses hatte man seinerzeit auch für einen ‚Bischer‘ gehalten.“ Und mit einem städtischen Anzug kehrte er heim. Einige meinten, er trage das neuartige Röcklein, weil er die Hose um Bücher eingetauscht habe und den Schaden mit dem langen Tuche bedecken wolle.

Das Wunderbare im Leben Franz Michael Felders ist es, dass er jeden seiner Schritte zu kräftigeren Steigerungen zu lenken wusste. Es gibt keine Wende in dieser Erscheinung, die nicht immer freiere und hellere Ausblicke gönnte. Immer bleibt er das Kind der goldenen Maienfrühe. Wie eine hohe Dichtung klingt die Geschichte seiner Liebe. Er lernt ein Mädchen kennen, Nanni Moosbrugger, die, wie er, schwere Bauernarbeit verrichtet, die aber zugleich, wie er, den höchsten Bildungszielen zugewandt ist, die zierliche Gedichte zu formen versteht, die sich mit den Büchern ihres Bruders Kaspar, des Studenten, vertraut macht und Goethes Sprüche liest und Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte. Und die Liebesgespräche dieses erlesenen Paares! Wie gross, wie adelig sind sie. Felder lernt inzwischen das Schindelmachen, um so mehr Geld für Bücher zu gewinnen. Er liest Schillers „Räuber“ und schreibt selbst ein Bauern-drama. Dann formt er denselben Stoff um und macht daraus eine Abhandlung über die Frage: Warum kommt der Bregenzerwäldler in der Welt draussen so leicht auf Abwege? Langsam sammelt sich um ihn ein kleiner Kreis junger Bauernsöhne, die mit ihm „ganze Gedankenlawinen über die Kartoffeläcker des Philistertums verheerend niederdonnern liessen.“ Felders Persönlichkeit trat immer mehr in den Vordergrund. Man lud den Zwanzigjährigen oft als Abdanker bei Hochzeiten ein und er benützte die Gelegenheit, um dabei über Liebe und Ehe, Kirche und Staat zu sprechen. Nanni steigerte sein inneres Wollen. „Du musst Boden bekommen,“ sagte sie, „dass du allen werden kannst, was du dem Kreise deiner Freunde bereits bist.“ Felder aber vertiefte seine Anschauungen über das gesellschaftliche Leben immer mehr und als 1859 der Krieg mit Italien ausbrach, schrieb er zu gleicher Zeit, da sich August Bebel in Salzburg noch zum Eintritt in ein Freiwilligenkorps der Tiroler Jäger meldete, in sein Tagebuch ein Gedicht „Geheimste Soldatengedanken“ mit der Strophe:

Wo ist mein Gegner? Zeigt ihn mir geschwind,  
Der frech und ohne Grund den Frieden brach!  
Ich sah als Gegner mancher Mutter Kind,  
Doch nur gezwungen geht's der Fahne nach.

Ein Jahr später hätte ihn bald der Tod unter seine Fahne gezwungen. Beim Kuhreiben stürzte er in die brausende Ach und kämpfte länger als eine halbe Stunde



mit den Wellen, bis man ihn errettete. Die Katastrophe brachte ihn aber der ganzen Gegend menschlich näher und gewann ihm Nannis Herz vollends. Eines Tages nahm Felder ein Leintuch, tat alle seine Schriften hinein und zwängte sie in den brennenden Herd. Er wollte „aufräumen“, ehe er heiratete. Im Winter 1861 führte er sein „Wible“ heim.

Aber das mit dem „Aufräumen“ ging nicht. Immer stärker wuchs die dichterische Kraft in Felder und schon ein Jahr später erschien in Lindau bei J. Th. Stettner sein Erstlingswerk „Nummamüllers und das Schwarzokaspale. Ein Lebensbild aus dem Bregenzerwald“. Was diese Erzählung über die Dorfgeschichten Auerbachs hebt, ist die Problemstellung. Felder zeigt das Bauernleben in seiner Klassenzerklüftung. Mit fünfzehn Jahren hatte er noch „keine Ahnung von dem Riss, der durch die ganze Gesellschaft geht und mehr abschliesst als unsere Berge“. Nun sah er den Riss scharf vor sich und er machte den ärmsten Menschen im Dorfe zum Helden seiner Erzählung und zeichnet die Oberdörfler im Gegensatz zu den Unterdörflern. Dass es Felder gerade auf die Problemstellung ankam, beweist die Freude, die er über Gottschalls Besprechung empfand. Darin wurde der soziale Standpunkt Felders besonders betont. Nun liess Felder seine Bildung breiter wachsen, nahm Molière und Beaumarchais, Shakespeare und Shelley, Spielhagen und Björnson in sich auf, las Liebig's landwirtschaftliche Werke und Riehls sozialpolitische Schriften und studierte Carey und Bastiat, Schulze-Delitzsch und Ferdinand Lassalle. Es ist zur Stunde noch nicht möglich, die geistigen Quellen, aus denen Felder trank, klar anzugeben. Wichtig ist aber wohl der Ausspruch Felders in Bezug auf John Stuart Mills Werk über die Freiheit: „Lassalles Schrift ‚Die Wissenschaft und die Arbeiter‘, ist mehr wert als die ganze Freiheit . . .“

Unter diesen Eindrücken arbeitete Felder in den folgenden drei Jahren an seinem zweiten grossen Werke, an den „Sonderlingen“. „Der Gedanke des Ganzen, nach meiner jetzigen Auffassung,“ schreibt er 1864, „ist: Es sind nicht die Grossen, die die Fäden des Geschickes halten, auch sie können zum Glück nicht alles, was sie wollen. Kampf und Streit, nicht Siegen und Unterliegen hilft vorwärts.“ Und Gottschall charakterisiert das Grundmotiv des Werkes mit den Worten: „Es ist das soziale Lösungswort der Assoziation, das hier in den Bergen des Bregenzer Waldes ein Echo weckt.“ Immer stärker wurde Felders Wille, praktisch ins Leben einzugreifen. Sein Herz schlug laut, als er Thümmels Ausspruch las: „Unsere verwahrlosten Felder, unsere mageren Kinder, unsere schlechten Schuhe wollen nicht beschrieben, gemalt und besungen sein, sondern die müssen gedüngt, ernährt und geflickt werden, wenn der gemeine Mann vorwärts will.“ 1863 schon hatte Felder beantragt, die Schoppener Gemeindesteuern nicht nach Köpfen und Häusern, sondern nach dem Vermögen zu verteilen. Der Antrag wurde angenommen. Dann ging er daran, die Bauern aus der Abhängigkeit von den grossen Käsehändlern, den „Käsgrafen“, zu befreien und mit Hilfe seines Schwagers Kaspar eine landwirtschaftliche Produktivgenossenschaft zu gründen, wohl die erste in Oesterreich. Diese Bewegung zog immer weitere Kreise. „Wenn du abends von 6 bis 8 Uhr in ein Oberdörfler Haus eintrittst, so siehst du die Hausmutter unwillig bei der kalten Suppe sitzen und die schon starr gewordenen Erdäpfel abschälen. Fragst du nach dem Mann, so heisst's: Im Sennhaus hockt er jetzt alle Abend von 6 bis 8 Uhr, wo der Jaukomichel (= Michel, Jakobs Sohn = Felder) aus der Welt hereinerzählt, von Fürsten und Völkern, von der Not und von den Mitteln dagegen, von den Zünften, Handelsgesellschaften, Vereinen und von allem Möglichen . . . Ueberall sitzen Bauern auf den umgekehrten Butten und Kübeln, der Senn auf der Stiege und der Berlinger auf einem ins Feuerloch gespannten Brett.“ Und im Jahre 1868 entstand auf Felders Bemühungen hin die Schoppener Viehversicherungsgesellschaft. Schliesslich wollte Felder auch eine Genossenschaft der Bregenzerwälder Stickerinnen schaffen, während er schon vorher einen Leseverein in Bezau und eine Volksbibliothek für den ganzen Bregenzerwald ins Leben gerufen hatte.

Inzwischen hatte sich Felder mit einigen Freunden besprochen und die Idee gefasst, in Vorarlberg eine eigene Partei zu gründen, nach Hermann Sander eine Partei der Gleichberechtigung auf sozialdemokratischer Grundlage. Die erste Parteischrift, der von dem Schwager und k. k. Adjunkten Kaspar Moosbrugger verfasste „Ruf aus Vorarlberg



um Gleichberechtigung“, erschien bereits im November 1866. Auch ein eigenes Organ, die „Volksstimme“, wurde in Aussicht gestellt. Als zweite Parteischrift sollten Felders „Gespräche des Lehrers Magerhuber mit seinem Vetter Michel“ erscheinen, Gespräche über Macht und Recht (Lassalle!), über den Begriff Volk (marxistisch gedeutet), über das allgemeine Stimmrecht und über die Vergesellschaftung. Diese Schrift ist bisher nicht erschienen. Sie allein freilich kann vollen Aufschluss geben über die Beziehungen Felders zum Sozialismus. Diese Schrift, die heimlich entwendet wurde, war zugleich das Signal zu einer Hetze der Klerikalen gegen Felder, die in ihrer Verworfenheit wohl ohnegleichen dasteht und noch besonders behandelt werden soll.

Wie ausserordentlich reich die Schaffenskraft Felders war, beweist, dass er mitten in diesen schwersten Tagen ausserordentlich feine Dichtungen zu schaffen verstand, wie die „Liebeszeichen“ und vorher den „Ausflug auf den Tannberg“ (1867). Im selben Jahre erschien in dem „Grenzboten“ das prächtige selbstbiographische Stimmungsbild „Zwei Geburtstage eines Bäuerleins“ sowie ein unveröffentlichter Artikel „Heilsgeschäfte“. In diesem Jahre machte er auch mit seinem Freunde, dem Leipziger Germanisten Hildebrand, eine Reise nach Augsburg, München und Leipzig, wohin er im folgenden Jahre noch einmal kam. Während dieser Zeit musste er wohl auch mit den Leipziger Lassalleanern in Verbindung getreten sein. Das Jahr 1868 brachte zwei Artikel: „Ein Schattenbild aus dem Bregenzer Walde“ und „Grobe Federzeichnungen aus dem Bregenzer Walde“. Im selben Jahre erschien auch der mächtige Roman „Arm und Reich“. Das Dichterische, das in diesen Werken steckt, will ich ein andermal klarlegen. Hier seien nur zwei Briefstellen notiert, die Felders Gedanken über „Arm und Reich“ spiegeln: „Die innere Lösung vollzieht sich in dem von dem Helden und der Bauerngemeinde losgerungenen Gedanken, und zwar so, dass sie einen Sozialdemokraten befriedigen dürfte. Die äussere gemütliche Lösung ist für den Romanleser da.“ Und: „Am grellsten habe ich die Mitte, das heisst die Kluft zwischen Arm und Reich beleuchtet, die Entsittlichung, die der gesellschaftliche Gegensatz schon auf den einfachsten Menschen ausübt.“

Bald nach seiner zweiten Rückkehr aus Leipzig starb ihm sein Weib. Fünf Stunden vor ihrem Ende sagte die grosse Bäuerin: „Ich danke dir schöne — nur schöne Stunden. Ich kann fröhlich gehen. Dich überlasse ich Gott, deiner Kraft, deiner grossen Aufgabe, deinen Freunden...“ Felder war bis tief in sein Inneres getroffen. Hildebrand bat ihn, in diesen Tagen seine Selbstbiographie zu schreiben. Felder ging daran. Im September 1868 begann er mit den Vorarbeiten, im März des folgenden Jahres war das köstliche Werk vollendet. Ende März erkrankte er. Einen Monat später (am 26. April) hatte er die Augen für immer geschlossen.

Felders Werke waren bis zum heurigen Jahre so gut wie verschollen. Seine Selbstbiographie, die das Ehrenbuch jeder deutschen Arbeiterfamilie werden möge, erschien 1904 überhaupt zum erstenmal nur für die Mitglieder eines kleinen Vereines. Nun aber hat sich Max Hesses Verlag entschlossen, Felders sämtliche Werke herauszugeben. Bisher liegen zwei Bände vor: Die Selbstbiographie und der Roman: „Arm und Reich“. Der dritte Band wird „Die Sonderlinge“ bringen, der vierte Band — genügt ein Band? — soll alles übrige vereinigen. Da sämtliche Werke versprochen werden, werden wir also auch die politischen Gedanken und Artikel Felders bald klar vor uns sehen.

Jedenfalls lebte in Franz Michael Felder eine Kraft, die weit über unsere Tage noch hinaus wirken wird. Wie die landschaftlichen Schönheiten seiner Heimat von Jahr zu Jahr mehr Bewunderer finden, so wird es auch Felder ergehen. Nicht lange mehr, und sein Wesen wird allen, die aus Tiefen aufstreben, zum leuchtenden Vorbild. Wer sich aber diesem Manne auch naht, niemand wird ihn wärmer und treuer in seinem Herzen und in seinem Geiste empfangen können als die Arbeiterschaft, denn in ihr ist heute am lebendigsten der ewige Kampf um die Sonne und um die Kraft.



# Bücherschau

## Parteigeschichte

Früher, als wir zu hoffen gewagt, legt uns August Bebel den zweiten Band seiner Lebenserinnerungen vor\*. Die Internationale wird diese Gabe mit doppelter Freude begrüßen; so wertvoll die Gabe selbst, so wertvoll ist uns die Kunde, die Bebel selber uns im Vorwort gibt: dass er, seiner Krankheit Herr geworden, nun wieder im vollen Besitz seiner alten Kraft ist.

Der erste Teil des stattlichen Bandes führt uns in die Zeit, in der Liebknecht und Bebel an der Spitze der Sächsischen Volkspartei, später der „Eisenacher“ im heftigen Kampf gegen den von Lassalle begründeten, nach Lassalles Tode von Schweitzer geführten „Allgemeinen deutschen Arbeiterverein“ standen. Bebel und Liebknecht haben damals gegen Schweitzer die schwersten Beschuldigungen erhoben. Mit ihnen belastet, ist Schweitzer aus der deutschen Arbeiterbewegung ausgeschieden. Viel später erst hat Franz Mehring diese Beschuldigungen nachgeprüft; in seiner „Geschichte der Deutschen Sozialdemokratie“ hat er Schweitzers Bild trefflich gezeichnet, den Mann, der durch einige Jahre an der Spitze der deutschen Arbeiterbewegung stand, von dem dringenden Verdacht schnöden Verrates gereinigt. Spätere Darstellungen, vor allem Gustav Meyers Buch über Schweitzer, haben Mehrings Darstellung bestätigt\*\*. Gegen diese Darstellung wendet sich nun Bebel im ersten Teile seiner Schrift. Er glaubt heute noch wie vor vierzig Jahren an Schweitzers Schuld. Der erste Teil des zweiten Bandes seiner Lebenserinnerungen ist eine auf reiches Material gestützte Anklageschrift gegen Schweitzer.

Wer die Streitfrage verstehen will, muss sich erinnern, vor welchen Problemen die deutsche Demokratie in den Jahren 1859 bis 1871 stand. An die Tradition von 1848 anknüpfend, sah sie ihr Ziel in der deutschen Revolution, die den preussischen Militärstaat zertrümmern und alle deutschen Lande — von der Nord- und Ostsee bis zur Adria — in einer deutschen Republik vereinigen sollte. Auch die von Liebknecht und Bebel geführte proletarische Demokratie hielt an diesem Ziele fest. Um die revolutionären Kräfte zu sammeln, blieb sie in engem Bunde mit der kleinbürgerlichen Demokratie; um der kleindeutschen Politik Preussens entgegenzuwirken, verbündete sie sich mit den Partikularisten des Südens, näherte sie sich zuweilen in ihren Sympathien selbst den grossdeutschen Monarchisten Oesterreichs. Wer nicht Preussenfeind, wer nicht Grossdeutscher war, galt ihr als Verräter an der Demokratie und am Deutschtum. Die Hoffnungen der grossdeutsch-republikanischen Demokratie sind jedoch auf dem Schlachtfeld von Königgrätz gefallen, sie wurden vor den Forts von Paris verscharrt. Das Ausscheiden Oesterreichs aus

dem Deutschen Bunde und die Aufrichtung des neuen Deutschen Reiches haben für Jahrzehnte eine deutsche Revolution unmöglich gemacht. Die Arbeiterklasse musste sich den neuen Verhältnissen anpassen, ihren Kampf unter neuen Bedingungen führen lernen. Nun galt es, den Kampf um die Demokratie innerhalb des kleindeutschen Reiches zu führen, den Bund mit der kleinbürgerlichen Demokratie, der nunmehr jede Daseinsberechtigung verloren hatte, vollständig zu lösen, die volle Selbständigkeit der Arbeiterklasse nicht nur gegen das Junkertum und den Militärstaat, sondern auch gegen den Bourgeois-Liberalismus und die kleinbürgerliche Demokratie zu wahren. Die Kämpfe, die innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung um 1866 geführt wurden, sind nur als ein Anpassungsprozess an die veränderte historische Situation zu verstehen.

War Schweitzer ein Verräter an der Demokratie? Er war es vielleicht, wenn man unter Demokratie nur die grossdeutsch-republikanische, die antipreussische 1848er Demokratie verstehen will. Er war es nicht, wenn man die Demokratie meint, die nach 1866 und 1870 für Jahrzehnte allein noch lebensfähig war! Freilich, in dem berechtigten Bestreben, die antipreussische Einseitigkeit der älteren Demokratie zu überwinden, hat er sich zweifellos allzu sehr der preussischen Regierung genähert; in dem berechtigten Verlangen, die Arbeiterklasse vom Liberalismus und von der kleinbürgerlichen Demokratie völlig zu trennen, ist er zuweilen in allzu nahe Berührung mit dem Feinde des Feindes, mit dem preussischen Junkertum gekommen. Von dem einen Pol wegstrebend, näherte er sich allzu sehr dem andern. Die Deutsche Sozialdemokratie hat später den rechten Weg zwischen den beiden Polen gefunden. Ihre Politik ist gewiss nicht die Schweitzers, aber auch nicht die Liebknechts vor 1870. Aber dass der schwere Anpassungsprozess an die neue historische Situation die Wortführer der Arbeiterklasse hier dem einen, dort dem andern Extrem zu nahe gebracht hat, die beide vermieden werden mussten, berechtigt uns heute nicht mehr, die einen oder die anderen des Verrates zu beschuldigen.

Freilich, Bebel meint, Schweitzer habe sich nicht oder nicht bloss aus politischer Ueberzeugung, sondern um klingenden Sold Bismarck genähert. Aber dass Schweitzer stets in Geldnöten, dass er ein Bohemien war, genügt doch nicht, diese Beschuldigung zu erweisen. Dass Wagener und Bismarck begriffen haben mögen, dass Schweitzers Politik für sie vorteilhaft war, und Schweitzer darum etwas anders behandelt, ihm zum Beispiel in der Gefängnishaft manche Begünstigung zugewendet haben mögen, ist ja nicht unwahrscheinlich; aber damit ist noch nicht bewiesen, dass Schweitzer seine Politik aus anderem Grunde als aus eigener Ueberzeugung getrieben habe. Schweitzer hat in den letzten Jahren seiner politischen Tätigkeit die Arbeiterklasse geschädigt, indem er sich an die Diktatur im Arbeiterverein klammerte; aber was man darüber hinaus gegen ihn sagt, ist unbewiesen. Auch Bebels Buch wird das Bild Schweitzers, das wir Mehring verdanken, kaum verdunkeln.

\* August Bebel, „Aus meinem Leben“. Zweiter Band. Stuttgart, Dietz 1911.

\*\* Vergleiche auch Mehrings jüngste, sehr lesenswerte Darstellung der Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung in Grünbergs „Archiv für die Geschichte des Sozialismus“.



Ganz anderen Charakter trägt der zweite Teil des Buches. So sehr der erste Teil zum Widerspruch herausfordert, mit so dankbarer Freude wird man den zweiten Teil lesen. Er gibt uns eine schlicht und schmucklos, aber lebendig geschriebene Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Freilich, ein ganz sonderbares Gebrechen haben diese Lebenserinnerungen: Bebel erzählt uns viel zu wenig von sich selbst! Wir haben natürlich nicht erwartet, dass August Bebel uns — etwa gar nach dem Muster gewisser Memoiren gewisser Auch-Sozialisten — von den kleinen Schmerzen und Freuden des Lebens erzählen werde, die nur den angehen, der sie erlebt. Aber Bebel erzählt uns zu wenig auch von den persönlichen Erlebnissen, die weit hinausgewirkt haben in die Geschichte unseres Volkes! Wir wollen nur ein Beispiel nennen. Jeder Kulturhistoriker kommender Zeiten wird Bebels Buche von der Frau, seiner Wirkung auf die Arbeiterklasse und weit über sie hinaus ein stattliches Kapitel widmen müssen. Aber wie wenig erzählt uns Bebel davon, wie dieses Buch in ihm gereift ist! Und doch wird kein Leser, der die Grösse dieses Lebens fühlt, Bebel ob dieser Schweigsamkeit wirklich zürnen können. Denn wenn Oncken (in seiner verständnislosen Anzeige des ersten Bandes in Meineckes Historischer Zeitschrift) dieses Schweigen vom Persönlichen für ein Zeugnis einer armen Persönlichkeit nimmt, so erscheint es uns gerade als das schönste Zeugnis des Reichtums dieser Persönlichkeit, dass ihr Werden und Leben so völlig mit dem der Masse verwebt und verknüpft ist, dass Bebel, wenn er die Geschichte seines Lebens erzählen will, ganz unversehens die Geschichte der deutschen Arbeiterklasse schreibt. O. B.

Wir haben nun Männer in der Partei, die auf vier Jahrzehnte Wirksamkeit für das Proletariat zurückblicken können. Sie sind Männer von reichlicher Erfahrung, Männer, die vieles gesehen und erlebt, vielfach die einzigen noch lebenden Zeugen parteigeschichtlicher Ereignisse und Zusammenkünfte sind, über die uns sonst nichts erhalten ist als das Gedächtnis dieser Alten. So freuen wir uns, wenn sie, die oft mit dem Alter schweigsamer geworden sind, zu guter Stunde zu erzählen anfangen, uns erinnern an die Kämpfe, die einst geführt wurden, an die Niederträchtigkeiten, mit denen man immer rechnen musste, aber auch an den Opfermut und an die Begeisterung der kleinen und wackeren Häuflein, die damals die Parteigenossenschaft bildeten. Nur selten greift einer von diesen zur Feder, um dauernd festzulegen, was er in der Erinnerung verwahrt hat und was er nun zum Gemeingut von uns machen will. Am grössten muss unsere Freude sein, wenn ein Mann wie Anton Weiguny, der graue aber jugendfrische Vorkämpfer der oberösterreichischen Partei, zu erzählen beginnt: „Erinnerungen eines Alten aus den Anfängen der oberösterreichischen Arbeiterbewegung“\*.

Vom Jahre 1863, wo seine Lehrzeit in einer Linzer Schneiderwerkstätte begann, bis zum Jahre 1897, bis zur Gründung unseres oberösterreichischen Parteiblattes „Die Wahrheit“, erzählt er

\* Linz, Verlag der „Wahrheit“. Preis 30 Heller. 69 Seiten, Oktav.

frisch und lebhaft, wie die Arbeiterbewegung entstanden ist, wie es den Arbeitern zu jener Zeit ging, wie der Bildungsverein entstand, die Fachvereine auftauchten, die Streiks die Arbeiter aufrüttelten. Er ruft uns auch in die Erinnerung, dass der Kampf gegen die Polizei, die oft vormärzliche Gewohnheiten hatte, ununterbrochen geführt werden musste, dass die Spaltungen in der Partei, deren Zentrum meist Wien war, auch die Linzer Bewegung beeinflussten, ja sie in den Achtzigerjahren in den Grundlagen erschütterten. Die Wirkung des Hainfelder Parteitages mit der Maifeier, der ununterbrochene Aufstieg der Partei in Oberösterreich von jener Periode an, das schildert ohne jede Ruhmredigkeit, aber mit sichtbarer innerer Freude und Genugtuung Weiguny, dessen Lebensarbeit mit diesem Aufstieg auf das innigste verknüpft ist.

Jeder wird diese Schrift trotz mancher kleinen Härten in ihrer Darstellung gern lesen. Die Aelteren werden erinnert an die Zeiten, die sie selbst miterlebt, die Jüngeren werden erstaunen über das, was ihre Vorläufer mitzumachen hatten. In so mancher Hinsicht ist die kleine Broschüre eine vortreffliche aufklärende Agitationsschrift, sie wird demjenigen, der einmal die Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung schreiben wird, vortreffliche Dienste leisten; freilich ist manche Zeitangabe nachzuprüfen, jedoch werden kleine Unrichtigkeiten, die jeder Darstellung anhaften müssen, die lediglich aus der Erinnerung schöpft, nur wenig an dem grossen Werte mindern können, den dieses Schriftchen nicht bloss für die Genossen in Oberösterreich besitzt.

Möchte es doch recht viele andere alte Genossen anregen, aus dem Born ihrer Erinnerungen schöpfend zu erzählen, wie die Sozialdemokratie begonnen hat, wie sie oftmals von Feinden fast überwältigt, immer wieder zu neuer Kraft kommend, und zuletzt als unüberwindbar anerkannt, einer der bedeutsamsten Faktoren des politischen und wirtschaftlichen Lebens Oesterreichs geworden ist. ad. br.

## Parteiliteratur

Der Oesterreichische Metallarbeiterverband hat zu seinem zehnten Verbandstag eine Sammlung von Uebersetzungen vieler Artikel und Notizen aus der tschechoslawischen Parteipresse herausgegeben, die er „Dokumente des Separatismus“ nennt. Die deutschen Genossen, die der tschechischen Sprache nicht mächtig sind, hatten bisher wenig Gelegenheit, die Psychologie des Separatismus kennen zu lernen. Diese Sammlung wird ihnen die Denkweise des Separatismus völlig aufdecken. So füllt diese Schrift eine Lücke unserer Parteiliteratur aus.

Trotzdem halten wir es für notwendig, vor unkritischer Benützung dieser Schrift zu warnen. Die Wirkung dieser Schrift auf den international gesinnten Leser wird vor allem eine moralische sein: er wird entrüstet, empört darüber sein, mit welchen Waffen der Separatismus der internationalen Gewerkschaften und die deutsche Sozialdemokratie bekämpft. Aber die sittliche Entrüstung ist sehr oft nicht eine Quelle, sondern ein Hemmnis der Erkenntnis. Wer den Separatismus recht verstehen und mit den rechten



Mitteln bekämpfen will, wird sich nicht mit der moralischen Entrüstung über seine Kampfmethodik begnügen, sondern die Frage zu beantworten suchen, wie es gekommen ist, aus welchen wirtschaftlichen und historischen Tatsachen es zu erklären ist, dass eine aus klassenbewussten Arbeitern bestehende Partei sich so weit von ihren alten Grundanschauungen entfernen konnte.

Die historische Einleitung der vom Verband der Metallarbeiter herausgegebenen Schrift zeigt sehr anschaulich, wie ganz anders die tschechoslawischen Sozialdemokraten noch vor wenigen Jahren gedacht und gesprochen haben als heute. Aber es wäre sehr oberflächlich gedacht, wenn man aus dieser Einleitung den Schluss ziehen wollte, nur ein paar aus der „Omladina“ zur Sozialdemokratie gekommene Nationalisten hätten diese Wandlung bewirkt. Es ist kleinbürgerlich, nicht sozialistisch gedacht, wenn man irgendeine Massenbewegung aus der Tätigkeit einiger „Hetzer“ restlos erklären zu können glaubt. Die tschechischen Arbeiter hätten die „Omladinisten“ bald davongejagt, wäre nicht in der Masse der Arbeiter selbst der Boden empfänglich gewesen für die Saat des Nationalismus. Warum dies der Fall war, ist nur aus den ökonomisch-historischen Entwicklungsbedingungen des tschechischen Proletariats zu erklären und ist im „Kampf“ oft genug aus ihnen erklärt worden. Wer das einmal begriffen hat, wird auch sein Verhalten zum Separatismus anders einrichten als der, dem der Separatismus nur als ein Produkt einiger „Hetzer“ erscheint.

Wir wünschen der überaus fleissig zusammengestellten Sammlung der Dokumente des Separatismus viele Leser — aber denkende Leser, die sich von den Tatsachen, die sie kennen lernen, nicht zu leidenschaftlichem Hasse verleiten lassen, sondern nüchtern prüfend darangehen, den sozialen Ursachen dieser Tatsachen nachzuspüren und aus der Erkenntnis dieser Ursachen zu lernen.

O. B.

## Gewerkschaftsliteratur

Zu dem im „Kampf“ V, Seite 47, von Genossen o. p. veröffentlichten Kritik der „Systematischen Liste der Gewerkschaftszeitungen“ schreibt uns Genosse Serschan (Brüssel):

Wie unser Kritiker richtig gefühlt hat, war der „Entwurf“, wie wir das Verzeichnis nicht aus Bescheidenheit, sondern mit voller Absicht genannt haben, nicht für die öffentliche Kritik bestimmt. Wir wissen freilich zu gut, dass die ganze sozialistische Bewegung durch Selbstkritik gross geworden ist, als dass wir es Genossen o. p. verargen möchten, dass er diese Arbeit rezensiert. Es wäre uns im Interesse der raschen Beseitigung der Irrtümer lieber gewesen, wenn er uns wenigstens gleichzeitig auf unsere „Schleuderhaftigkeit“, wie er sich so geschmackvoll ausdrückt, aufmerksam gemacht hätte. Dann wären die Verbesserungen bereits mit der jetzt gerade versandten Nummer 7 unseres Bulletins in die Welt gegangen. Durch den Umweg über den „Kampf“ wird die Sache ohne unsere Schuld um einige Zeit verzögert.

In der Tat ziehen die Kenner der drei Hauptsprachen — die unsere offiziellen Sprachen,

auch unserer Kongresse, sind — den wesentlichen Vorteil aus der Liste. Heute müssen alle Gewerkschaftsführer in anderssprachigen Ländern eine oder noch besser zwei dieser Sprachen kennen, um die internationale Bewegung zu verfolgen; doch soll eine Uebersetzung der Berufsbezeichnungen in andere Sprachen erfolgen, sobald wir überall so freundliche Mitarbeiter gefunden haben wie Genossen o. p.

Es wäre gewiss für uns angenehmer gewesen, wenn das Internationale Sekretariat der Gewerkschaften in Berlin die Arbeit gemacht und der Kritik des Genossen o. p. unterbreitet hätte. Wir haben daran bereits gedacht, ehe uns Genosse o. p. darauf aufmerksam gemacht hat, und in Berlin angefragt, ob man ein Verzeichnis der Gewerkschaftszeitungen besitze, worauf wir eine verneinende Antwort erhalten haben. Wir haben ebensowenig das Recht, dem Berliner Sekretariat mehr zu sagen, als in einer solchen Anfrage gesagt ist, als wir oder irgend ein anderer Genosse Beschränkungen auf wissenschaftlichem Gebiet für unsere Tätigkeit anerkennen können, wobei wir von dem Umstand absehen, dass unsere Absicht, ein solches Verzeichnis zu machen, bereits aus der Uebersicht Seite 186 in Nummer 5 des Bulletins zu erkennen war. Den Nutzen eines solchen Verzeichnisses, wenn es erst durch vielseitige Mitarbeit zur Vollkommenheit gelangt sein wird, wird jeder Genosse zugeben. Es ist, um jede Möglichkeit der Reibung auszuschliessen, nicht überflüssig, auf den Umstand hinzuweisen, dass in mehreren Ländern die Gewerkschaften an die Partei angeschlossen sind. Es besteht auch der Beschluss des Pariser Kongresses von 1900, der alle auf demselben vertretenen Organisationen, ob Partei oder Gewerkschaft, verpflichtet, ihre Veröffentlichungen, also auch ihre Zeitungen, dem Internationalen Sozialistischen Bureau regelmässig einzusenden. Wenn dies in mangelhafter Weise durchgeführt wird, so bedauern wir dies, ohne aber deswegen den Vorwurf der Schleuderhaftigkeit als gerechtfertigt anzuerkennen. Wir haben uns natürlich an die Gewerkschaftssekretäre aller Länder gewendet, um von ihnen ein Verzeichnis ihrer Fachpresse zu erhalten; falls also irgendwelche Vorwürfe zu machen sind, so dürfen diese nicht an unsere Adresse gerichtet werden. Wir hätten insbesondere von einem Oesterreicher gerne eine Anregung gehört, wie man nun die Unterscheidung zwischen zentralistischen und separatistischen Blättern in einfacher und klarer Weise andeuten könnte, eine Aufgabe, deren Wichtigkeit wir keineswegs bestreiten. Wir müssen natürlich — das wissen wir ebenfalls schon lange — von jeder Zeitung, wenn wir genaue und zuverlässige Angaben haben und machen wollen, eine Nummer in Händen haben. Bis die Verhältnisse es gestatten, werden wir uns bemühen, das zu ermöglichen.

Bei der Uebersetzung der Titel sind wir keineswegs so willkürlich verfahren, wie unser Kritiker meint: wir haben die deutschen oder die französischen Uebersetzungen wiederholt, wie man sie uns mitgeteilt hat; wir machen ja keine philologischen Studien, wenigstens nicht in dem Bulletin, so sehr wir auch die Nützlichkeit eines internationalen Wörterbuches für die Arbeiterbewegung anerkennen. Von einer spielerischen



Geschäftigkeit kann dabei wirklich nicht die Rede sein.

Alles in allem hat unser Kritiker uns etwa vier Fehler nachgewiesen; dazu kommt noch einer, auf den wir im Bulletin 7 hingewiesen haben.

Von „in diesem Ausmass unerlaubt“ könnte also auch nicht gesprochen werden, wenn wir die Arbeit nicht ausdrücklich als Entwurf bezeichnet hätten. Und schliesslich wollen wir noch verraten, dass im Verzeichnis noch die internationalen Gewerkschaftsorgane fehlen, so die der Buchdrucker, Metallarbeiter u. s. w.

Genosse o. p. sagt uns nicht, ob er, von seinen Ausstellungen abgesehen, mit dem Plan der ganzen Liste einverstanden ist, doch dürfen wir es wohl annehmen; denn er würde es gewiss gesagt haben, wenn dem nicht so wäre.

C. Serschan, Bibliothekar des Internationalen Sozialistischen Bureaus.

## Geschichte

Frankfurt am Main von der grossen Revolution bis zur Revolution von oben (1789—1866). Von Hermann Wendel. Frankfurt am Main 1910. Buchhandlung Volksstimme.

Ortsgeschichte ist am Ende wertvoller als Weltgeschichte. Weltgeschichte verleitet zur Abstraktion. Weltgeschichte ist nicht umsonst die Liebhaberei eines ideologisch-spekulativen Liberalismus. Der Gegenstand der Weltgeschichte ist kaum greifbar. Er erzieht zur Phrase. Ortsgeschichte aber hat es mit eindeutig konkretem zu tun. Sie lässt bequeme Konstruktionen nicht zu. Verhältnismässig leicht mag es sein, auch die materialistische Geschichtsauffassung auf die Weltgeschichte anzuwenden. Sehr schwer ist es, diese Geschichtsauffassung in ortsgeschichtlicher Darstellung zu bewähren. Es ist dem Genossen Wendel gelungen. Er hat für die wissenschaftliche Legitimation des historischen Materialismus damit eine exemplarische Leistung vollbracht. Die ganze, vom Anfang bis zum Ende wirklich angeschaut, man möchte sagen sinnlich erlebte Tatsächlichkeit der Ortsgeschichte Frankfurts auf eine überzeugende, historisch-materialistische Formel zu bringen: das war mehr wert als zum Beispiel die Methode der Deutschen Geschichte Lamprechts oder Aehnliches. Die Formel lautet bei Wendel: Die Geschichte Frankfurts zwischen 1789 und 1866 ist die Ueberwindung des Handelskapitals durch das Industriekapital. Die einzelnen Kapitel frankfurtischer Geschichte, Napoleonisch-Dalbergische Aera, Zollvereinszeit, Anfänge der Industrie, Anfänge der Bahnen, die Periode der Nationalversammlung, die des Nationalvereines und der Annexion und die Anfänge einer proletarischen Bewegung: alle diese Kapitel werden zu bildhaften, glänzend differenzierten Einzelgestaltungen des Grundmotivs, des Entwicklungsgegensatzes zwischen dem aus dem späten Mittelalter her noch dominierenden Handelskapital und der mit diesem Handelskapital historisch korrespondierenden Zünftlerei in der gewerblichen Produktion auf der einen Seite, der seit den Tagen der Kontinental Sperre aufkeimenden Industriebourgeoisie und bestimmten, am zünftlerischen Nahrungsschutz nicht interessierten Kleinbürgerschichten und Intellek-

tuellen auf der anderen Seite. Die Napoleonisch-Dalbergische Reformära bricht das Frankfurter Zunftwesen nicht. Es behauptet sich sogar über die Tage des Anschlusses an den gewerbebefreienden Zollverein (1836) hinaus. Es behauptet sich sogar noch nach der Periode 1848—1849, die für Deutschland einen starken Vorstoss des Industrieliberalismus, für Frankfurt einen schulfallartig deutlichen Lokalkampf zwischen einem Zunftgeist extremster Sorte und der Gewerbe-freiheit bedeutet. Erst Ende der Fünfzigerjahre (insbesondere seit dem Frankfurter Kongress der Volkswirte, seit Max Wirth und Leopold Sonnemann) dringt der Industrieliberalismus in Frankfurt durch; und damit sinkt die Bedeutung des alten Senatorialen, dessen Existenzrecht sich aus den Zeiten des Stapelhandels herschreibt. Die Annexion durch Preussen vollendet diese Entwicklung. Die proletarische Bildungsarbeit, die Agitation Schweitzers und Lassalles im Frankfurt der Sechzigerjahre bedeutet schon die Anfänge einer industrieproletarischen Bewegung.

Auf diese Art trägt Wendel durch intensive Monographik zur Weltgeschichtschreibung bei. Es ist die einzig reelle Art, Weltgeschichte zu treiben. Diese Art ist von der bürgerlichen Manier pietätvoll stupider Lokalantiquitätenkrämerei himmelweit verschieden. Das Bewusstsein, typische Schicksale zu erforschen, gibt dem materialistischen Historiker einen weltbürgerlichen Rhythmus des Denkens. Im konkreten Einzelbild sozialökonomischer Notwendigkeiten offenbart sich ihm die grosse Symmetrie alles weltgeschichtlichen Geschehens. So nur gewinnt die philologische Sorgfalt Sinn: und unter diesen Umständen ist es eine Freude, einem Autor philologische Treue nachzurühen. Es handelt sich zudem um eine Detailarbeit, die jedes Ortsbild mit einer prachtvoll breiten polemischen Leidenschaftlichkeit lebendig macht. Wendel hat nichts vom „sanft lebenden Fleisch“ des Frankfurter Liberalismus. Zeile für Zeile hat Wendels Buch das fortreissende Temperament, dem alles Historische zu unmittelbar hassenswerter und unmittelbar liebenswerter Gegenwart wird. Die Dinge werden von der Kraft eines lebendigen Menschen und eines dichterisch formenden Geistes emporgerüttelt. Dieses Buch ist nicht Literatur. Es hat den Puls eines raschen und heissen Blutes. Es ist das Buch eines Kämpfers, dem die Feder nur taugt, wenn sie Ersatz für eine Waffe ist.

Hausenstein.

## Die junge Welt

Herausgegeben von Josef Luitpold Stern. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand & Co. Heft 1 bis 4.

Es ist noch nahe Vergangenheit, dass aus unserer Mitte Propheten aufstanden, die sagten: Das ist alles falsch, das da mit dem Klassenkampf. Die Sozialisierung der Gesellschaft wird ein kampfloses Hinübergleiten sein. Und heute? Unsere Zeit ist die wirkendes Leben gewordene Zoroasterlehre von dem Kampfe der guten und bösen Gewalten um die Menschenseele. Und immer tiefer greifen die Pflüge, die das neue Menschenland beackern, hinunter bis zu den



tiefen Grundwässern, denen die Springquellen unserer Kraft entsprudeln — der heftigste Kampf ist heute entbrannt um die Jugend.

In diesem Kampfe ist alle Gunst der äusseren Bedingungen auf der Seite unserer Gegner. In der Schule haben sie das wirksamste Mittel zur geistigen Verknechtung des Proletariats. Wir haben für uns die grosse innere Gewalt unserer Ueberzeugung, die tiefe Wirkungsmöglichkeit unserer Weltanschauung.

Unser geistiges Rüstzeug im Kampfe um die Jugend hat eine wertvolle Bereicherung erhalten. „Die junge Welt“ (der Titel ist die Widmung) nennt sich eine Sammlung kleiner 20 Heller-Heftchen, die Genosse Josef Luitpold Stern im Wiener Parteiverlag herausgibt. Vier Bändchen sind bisher erschienen. Es ist ein guter Geist, der sie erfüllt. Sie wollen „in jedem Geniesser der Sammlung den sozialistischen Gedanken zu einem immer wirkenden Erlebnis erhöhen“ und erfüllen diese Aufgabe mit feinem Takt. Nirgends macht sich aufdringliche Tendenz breit. Die Dinge sind gegeben, wie sie sich dem unvoreingenommenen Auge darstellen, die Ideen mit warmer Sachlichkeit erörtert.

Das wertvollste von den vier Bändchen scheint mir Max Winters Soziales Wandern zu sein. Da wird auf knappen 30 Seiten eine neue Welt erschlossen, die weite Welt des sozialen Geschehens um uns, an dem wir so oft achtlos vorbeisehen. Der müssige Spaziergänger, der nur Bilder sieht, soll zum Wanderer werden, der Leben schaut; das ist Winters Forderung und er vertritt sie mit eindringlicher Herzlichkeit, die jeden in ihren Bann zwingt. Seine Darstellungsweise ist dem Zwecke, den jungen Leser zu gewinnen, aufs trefflichste angepasst. Nirgends doziert Winter. Er gibt blutdurchpulste Skizzen aus dem Leben der Hüttenarbeiter, Bergleute, Bauern und Weber. Sein meisterhafter Stil bringt diese Schilderungen in jener lapidaren Kürze, die mit dem wenigen, was sie ausspricht, alles sagt.

Engelbert Pernerstorfer schreibt über Friedrich Schiller. Reverenz vor dem alten Mann, der sich seinen drängenden Aufgaben entreisst, um mitzuschaffen an dem Weg, den wir der Jugend zu uns bahnen! Dennoch hielte ich es für unklug, die Bedenken zu unterdrücken, die ich gegen Pernerstorfers Schiller-Büchlein habe. An einem Beispiel sei gezeigt, dass manche pädagogische Verfehlung das Büchlein beschwert: Was soll sich der Junge von 13 bis 16 Jahren

denken, wenn er etwa liest, dass sich Schiller bei seiner Beschäftigung mit der Philosophie „ganz zu Kant stellte“? Aber auch die Darstellung als Ganzes scheint mir nicht zutreffend, wenn zum Beispiel Pernerstorfer zu dem Schlusse kommt, Schiller als einen „Vorläufer des modernen Sozialismus“ hinzustellen. Er war ein Vorkämpfer des Bürgertums und bürgerlicher Freiheit. Das war viel für seine Zeit, so viel, dass sein Posten in dem Deutschland vor den Napoleonischen Kriegen als ein verlorener erscheinen musste. Die Grösse Schillers ist, dass er ausgehalten hat, ausgehalten unter den schwierigsten äusseren Umständen. Wie sich das moderne Proletariat zu Schiller stellt, hat Mehring klar herausgearbeitet: „Die heutige Arbeiterbewegung kann Schiller nicht mehr als einen unfehlbaren Lehrer und Wegweiser betrachten; sie wandelt ganz andere Wege als Schiller gewandelt ist. Aber was ihr von seinem Erbe gebührt, hält sie in vollen Ehren.“

Genosse Stern selbst hat in seinem Bändchen Soziale Balladen Gedichte von Goethe und Nietzsche, von Seume und Dehmel, von Geibel, Liliencron und anderen zu einer neuen Dichtung vereinigt, die für Freiheit und Solidarität die jungen Herzen entflammen wird. Da sind die Helden der Freiheit von den steifnackigen Friesen aus grauer Frühzeit bis zu den Kämpfern, die in unseren Tagen dem russischen Volke erstanden, und die Helden der Solidarität: Johanna Sebus und John Maynard und Dehmel's Märtyrer.

Ueber die Indianer schreibt Genosse Hugo Schulz. Diese kleine Schrift wird vielleicht die wirkungsreichste der Reihe werden. Da gibt es Tausende von Proletarierkindern, deren helle Köpfe überkommene Legenden verkleistern. Die Indianerlegende, die Hugo Schulz zerstört, ist nur eine von den vielen und noch die harmloseste. Sinkt aber erst diese eine in sich zusammen, so müssen die anderen bald folgen. Die Kritik als Abwehrwaffe gegen die Lüge ist in die jungen Herzen gepflanzt. So ist Schulz' Schrift ein Kernschuss gegen die Mauern falscher Romantik, die Pfaff und Staatsschule aufrichten, um die Jugend vom wahren Leben abzuschliessen.

Es ist den roten Heftchen der jungen Welt die weiteste Verbreitung zu wünschen; im Interesse der Leser und des Unternehmens. Die Wiener Volksbuchhandlung hat sich durch ihre Herausgabe ein Verdienst erworben. Will sie uns restlos befriedigen, dann Sorge sie für eine buchtechnisch bessere Ausstattung der Heftchen.

Ernst Lakenbacher.